

Ulrich Hinse

Jakobsweg

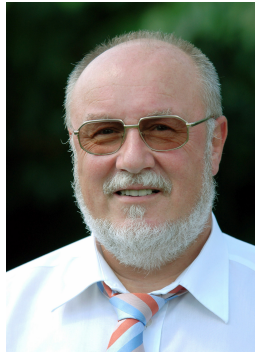
Camino de Santiago

Pilgern auf dem Jakobsweg

Mein Weg von Pamplona nach Santiago de
Compostela
vom 3. Mai 2007 bis 8. Juni 2007



Juni 2007



Pilgern auf dem Jakobsweg – das heißt Meditation. In einer Zeit, in der Entfernungen kurz sind und Zeit knapp ist, bedeutet der Jakobsweg eine andere Dimension. Zeit scheint zu verschwimmen und dehnt sich – eröffnet dadurch neue Perspektiven für Mitmenschen, Landschaften, einen selbst und auf das, was wirklich wichtig ist. Zeit, einmal auf sich selbst zu schauen, die Seele zu erforschen, über das bisherige Leben nachzudenken. Sicherlich wird der Weg beschwerlich sein – wie das Leben im Alltag auch. Aber gerade dann stellt sich die Frage, wie man mit Schwierigkeiten umgeht. Durchhalten oder aufgeben. In einer Zeit, in der einem die Werbung glauben macht, man könne alle Problemlösungen kaufen, kennt der Jakobsweg keine Kompromisse. Er fordert heraus, sich mit seinem Problem, mit seinen Nöten auseinanderzusetzen. Und er führt zum Ziel. Es zu erreichen beschert ein sagenhaftes Glücksgefühl. Mögen sich die Gelehrten streiten, ob der Hl. Jakobus wirklich in Santiago de Compostela begraben liegt – für denjenigen, der einmal nach so vielen Entbehrungen dorthin gelaufen ist, spielt das nicht die entscheidende Rolle, ist nur der spirituelle Schlussakkord.

Die Fragen: „Warum pilgerst du? Warum willst du täglich diese Strapazen auf dich nehmen?“, haben nur die Antwort: Dem, der es macht, braucht man es nicht zu erklären – und dem, der es nicht macht, kann man es nicht erklären. Ich will nach Abschluss eines langen Berufslebens ganz für mich allein Rückschau über mein bisheriges Leben halten. Denn, so sagt jeder, der den Weg bereits gegangen ist: Der Weg ist ein Spiegelbild des eigenen Lebens. Deshalb ist auch der ganze Weg das Ziel und nicht nur ein Teil. Und genau deshalb werde ich diesen Weg gehen. Denn alles hat einen Sinn. Ich jedenfalls wollte Wind, Sonne und Regen spüren, die Blumen am Wegesrand riechen und den Duft der Wälder einatmen, in mich gehen oder mich mit den Kühen auf der Weide unterhalten.

Für mich, den nunmehr 60jährigen Pensionär Ulrich Hinse ist das eine Herausforderung, die es anzupacken gilt. Ich will nach über 40 Jahren ausgefüllten Berufslebens für mich allein Rückschau über das bisherige Leben halten. Schritt für Schritt. 20 - 25 Kilometer am Tag. Für die ganze Strecke sind das über 1 Million Schritte. Und die wollen erst einmal gelaufen sein für einen Flachländer und Gelegenheitswanderer. Bergauf, bergab, im Regen, in der Sonne mit gut 7 Kilogramm Gepäck auf dem Rücken. Das braucht Zeit. Anzug, Krawatte, Termine, Zeitdruck, Nachrichten, Politik, Auto, Radio, TV u.v.a.m. spielen keine Rolle.

Was erhoffe ich mir? Ich erhoffe neue Perspektiven für Mitmenschen, Landschaften, mich selbst und Erkenntnisse zu dem, was wirklich wichtig ist. Mindestens sechs Wochen Zeit habe ich mir gegeben. In dieser Zeit will ich auf mich selbst schauen, die Seele erforschen und über das bisherige Leben nachdenken. Bin ich noch der, der ich einmal war? Wie habe ich mich verändert? Was muss ich verändern, um mich zu verändern?

Ich habe gehört und gelesen, der Jakobsweg kennt keine Kompromisse. Er ist beschwerlich. Jeden Tag. Jeden Tag anders. Er ist schön und abwechslungsreich aber

auch langweilig und öde. So, wie das Leben im Alltag auch. Ein Spiegelbild des Lebens eben. Aber, anders als im Leben, wo man oft Zeit hat darüber nachzudenken, wie man mit Problemen umgeht, stellt sich auf dem Camino hautnah die Frage, wie man mit den Schwierigkeiten umgeht. Durchhalten und sich mit den Problemen auseinandersetzen, pragmatische Lösungen finden oder aufgeben. Ich habe mir vorgenommen durchzuhalten, denn ich habe keine Eile. In diesem Sinne geht es am 4.5. in Pamplona los.

Am 2. Mai verabschiedete ich mich von Karin und startete ich mit dem Auto, um von zu Hause nach Nordwalde zu fahren. Dort ließ ich den Wagen bei Wencke, Maurice und Enkelchen Emily stehen, mietete mir am Flughafen Münster ein Auto und fuhr weiter zum Flughafen Hahn im Hunsrück. Für 49 Cent hatte ich von dort einen Flug nach Biarritz gebucht. In einem der Flughafenhotels wurde übernachtet, dann checkte ich ein. Mehr als die Hälfte der Passagiere waren ebenfalls Pilger, was an der Ausrüstung und an der Kleidung zu erkennen war. Der Flug verlief ruhig. Aber je näher wir den Pyrenäen kamen, um so dunkler wurden die Wolken. Beim Landeanflug schüttelte ein Gewittersturm die Maschine ganz schön durch. Direkt nach der Landung wurden die ankommenden Pilger durch die Information davor gewarnt, nach St. Jean Pied de Port weiterzufahren und über die Berge zu gehen. Es gäbe Überschwemmungen und auf den Höhen sogar Schneefall. Es wurde angeregt, mit Bus oder Bahn weiter nach Pamplona zu fahren. Nur wenige befolgten den guten Rat. Alle brannten darauf, mit der Pilgerwanderung zu beginnen.

Ich wollte ohnehin von Pamplona starten, fuhr mit dem Bus bis Irun, die baskische Grenzstadt in Spanien, stieg dort in die Bahn, wobei die Gepäckkontrollen auf dem Bahnhof ebenso streng waren, wie die auf den Flughäfen. Am späten Nachmittag kam ich in Pamplona an, wo ich mir eine kleine Pension in der Innenstadt, nahe der städtischen Pilgerherberge suchte. Das Zimmer war einfach. Toilette und Dusche auf dem Flur, direkt neben meinem Zimmer. Aber als Pilger sollte man ja mit einfachen Dingen zufrieden sein.

Mein Wandereifer wurde bereits am Tag der Ankunft gebremst, da ich mir auf der Geburtstagsfeier eine Erkältung zugezogen hatte und vor lauter Schniefen und Schnäuzen nicht richtig atmen konnte. An Wandern war so nicht zu denken. Ich wäre nicht weit gekommen. Also spazierte ich durch die Altstadt, stand sinnierend vor dem ersten Hinweisschild auf den Camino und besuchte die Casa Paderborn, die von der Jakobsgesellschaft Paderborn unterhaltene Pilgerherberge direkt am Ufer des Rio Arga. Die Pilger, die während des Tages von St. Jean Pied de Port oder von Roncesvalles aus den Pyrenäen gekommen waren, klagten über verschlammte Wege, Regen, überschwemmte Strecken, Kälte und sogar Schneetreiben. Ihre Kleidung, vor allem aber die Schuhe, die sie vor der Herberge auf eine überdachte Bank stellen mussten, sprachen deutlich Bände. Es hatte tatsächlich nicht nur bei unserer Ankunft, sondern bereits in den vergangenen Tagen in Südwestfrankreich und Nordspanien heftig geregnet. In den Pyrenäen war es zu Überschwemmungen gekommen, was auch im Fernsehen immer wieder gezeigt wurde.

Die Waschmaschine in der Herberge lief ununterbrochen. Nicht nur mit den durchnässten Pilgern aus den Pyrenäen, sondern auch mit mir, dem Besucher und verhinderten Pilger hatten die beiden deutschen Hospitaleras Mitleid. Ich bekam eine Flasche Hustensaft, den ein anderer Pilger stehen gelassen hatte und den Tipp die Sierra del Perdon, den kleinen Höhenzug direkt hinter Pamplona, mit dem Bus zu umfahren, da es dort nach einem Erdbeben schlammig und der Aufstieg gefährlich sei. Es wäre besser, erst auf der südlichen Seite ab Letarga oder Uterga loszulaufen, dann sei ich auf der sicheren Seite. Doch zunächst wartete ich in Pamplona besseres Wetter ab. Und mit der Erkältung wollte ich ja sowieso nicht starten. Deshalb sah ich mir intensiv die Stadt und auf der Plaza Mayor eine Fiesta aus Anlass des Sieges der Templer gegen die Mauren an. Am 5. Mai wurden außerdem in fast allen Kirchen unzählige Hochzeiten, gefeiert. Da jede Hochzeit mit Böllern angekündigt wurde, knallte es fast ununterbrochen. Über mein Handy hielt ich abends Verbindung zu Karin, berichtete ihr über das Erlebte und ließ mich wegen der Erkältung trösten. Sie warnte eindringlich davor, zu früh loszulaufen. Zunächst müsse die Erkältung abklingen.

Nach zwei Tagen wurde ich unruhig. Besseres Wetter war laut Wetterbericht des spanischen Fernsehens nicht in Sicht. Die letzte Nacht in der zwar preisgünstigen, aber sonst nicht zu

empfehlenden Pension Escaray in der Innenstadt war für mich, der ein Zimmer direkt neben dem Etagen Klo hatte, eine Katastrophe gewesen. Alle paar Minuten musste jemand anders auf den Topf, um sich zu entleeren. Durch die Wand war das gerade mal 20 cm von meinem Kopf entfernt. Deshalb machte ich mich am Sonntag, den 6. Mai auf den Weg. Natürlich zu Fuß. Ich wollte ja pilgern und nicht Bus fahren. Aber ich kam nur 10 km weit bis zum steilen Anstieg kurz hinter dem Dorf Zariquegui. Dort stand ein Kinderwagen neben einem lehmigen Bergrutsch, der den Weg versperrte. Den Spuren nach hatten es einige Pilger versucht, durch den Schlamm hindurchzustapfen. Ich dachte an die Schuhe der Pyrenäenpilger und machte mir nicht die Mühe, zumal es wieder anfang zu regnen. Also, wanderte ich zum Dorf zurück und ließ mich, da am Sonntag kein Bus fuhr, mit zwei weiteren Pilgern, einem französischen Paar, mit dem Taxi durch den Tunnel auf die andere Seite des Berges fahren.

Während die beiden Franzosen nach Uterga wanderten, wollte ich direkt nach Muruzabal und weiter nach Eunate. Ich blickte zurück. Die Windräder auf dem Pass Perdon konnte ich nicht sehen. Sie lagen in dichten Wolken. Nach zwei Kilometern stellte ich fest, dass ich den falschen Weg gegangen war. Das fing ja gut an. Kaum auf dem Weg, schon hatte ich mich verlaufen. Also stapfte ich quer durch ein Weizenfeld, um an der anderen Seite eines flachen Tals zu meinem richtigen Weg zu kommen und hatte danach auch die lehmigen Schuhe, die ich eigentlich hatte vermeiden wollen.

In Muruzabal fand mich ein Hofhund sehr interessant. Ich ignorierte ihn und stapfte den gelben Pfeilen nach einen breiten Fahrweg hinunter in Richtung Eunate. Der Hund ignorierte seinerseits das Rufen und Pfeifen seines Herrchens und wuselte permanent bellend um meine Beine. Endlich bequemte sich sein Herrchen ins Auto und fuhr uns merkwürdigem Pilgerpaar nach. Er entschuldigte sich wort- und gestenreich bei mir, fing seinen Hund ein, stopfte ihn ins Auto und fuhr wieder zurück. Der Weg zur Templerkirche lief drei Kilometer schnurgerade auf einer neu angelegten Schotterpiste zwischen ebenso neu angepflanzten Rebstöcken auf eine sich gegen einen Berghang abzeichnende Pappelreihe am Rio Rebo zu, hinter der sich die kleine Kirche verbarg. Als ich dort ankam, war ich allein. Niemand war zu sehen, kein Pilger, kein Besucher. Ich hatte Eunate für mich allein. In einem Nebengebäude, in dem sich die Pilgerherberge befand, machte der Hospitalero erst nach längerem Klopfen die Tür auf, gab mir einen Stempel in meinen Credential, trug mich in sein Pilgerbuch ein und machte ein Foto von mir. Dann verschwand er wieder. Ich ging in die kleine Kirche, in der eine merkwürdige Stimmung herrschte. Ganz leise war aus einem versteckten Lautsprecher das Ave Maria zu hören und zu dem Dämmerlicht in der achteckigen Kirche bildete das helle, fast strahlende Fenster über der Marienfigur hinter dem Altar einen starken Kontrast. Ich zündete zwei Kerzen an. Eine für Karin zu Hause und eine für mich. In diesem Moment vermisste ich meine Frau. Wie gerne hätte ich sie jetzt an meiner Seite gehabt, zusammen mit ihr hier gestanden, um das einmalige Hochgefühl gemeinsam zu erleben. Aber ich war allein. Plötzlich konnte ich die Tränen nicht mehr zurückhalten. Die ergreifende Stimmung ging mir ans Gemüt. Ich stand allein, mitten in der alten Templerkirche und heulte. Just in diesem Moment kam eine bayerische Buspilgergruppe mit ihrem Pfarrer hineingedrängt, um dort eine Messe zu feiern. Die Gruppe war sensibel wie ein Trupp Holzfäller. Obwohl sie an meinem Gepäck und der Ausrüstung erkannten, dass ich Pilger und meine Gemütsstimmung angeschlagen war, nahmen sie darauf wenig Rücksicht, drängelten mich in eine Bank und störten die andächtige Stille der Kirche durch schmetternden, vielstimmigen, aber nicht sehr melodischen Gesang. Ich glaube nicht, dass irgendeiner von diesen bayerischen Buspilgern überhaupt mitbekommen hatte, dass noch immer ganz leise das Ave Maria ertönte. Die Meute war einfach zu laut, um ergriffen sein zu können. Nachdem ich mich gefangen hatte, stapfte ich demonstrativ durch den Mittelgang aus der inzwischen begonnenen Messe und setzte meinen Weg nach Puente la Reina fort. Von einer kleinen Anhöhe blickte ich noch einmal zurück.

In Puente traf ich während der Siesta ein. Die kleine Stadt lag wie ausgestorben da. Vereinzelt zogen Pilger mit großen Rucksäcken die sirga peregrinal - die Pilgerstraße - entlang in Richtung Brücke. Ich kaufte mir in einem kleinen Laden einige Bananen und folgte ihnen. In der Stadt hielt ich mich nicht auf, ließ mir in einem Hotel einen Stempel geben und ging ge-

lassenen Schrittes über die berühmte Brücke über den Rio Arga aus der Stadt hinaus, nicht ohne ein Foto zu machen.

In allen Wanderführern war davor gewarnt worden, den ursprünglichen Camino weiter nach Maneru zu laufen, da der steile, lehmige Weg –es ging über 300 m nach oben - bei Regen unpassierbar sei und man die 4 km wieder zurück laufen müsse. Die Warnung hatte ich mir im Buch extra angestrichen und die Alternativroute aufgeschrieben. Und was passierte? Ich lief natürlich den schlechten Weg. Obwohl ich keinen anderen Pilger sah, der auch diesen Weg ging und mich das eigentlich hätte stutzig machen müssen, bemerkte ich meinen Fehler erst, als ich direkt vor dem steilen Hang stand und über eine Plastikkiste einen kleinen Bach überqueren musste. Da ich nicht wieder vier Kilometer zurücklaufen wollte, begann ich mit dem Aufstieg. Als ich nach rutschiger Kraxelei, zwei Schritte hoch, einen hinunter, endlich oben ankam, war ich fix und fertig. Keinen Meter wollte ich über Maneru hinaus weiter laufen. Aber laut Wanderführer gab es in dem Ort keine Herberge. Der Zufall oder vielleicht San Tiago, der heilige Jakob, half. Es gab eine neu eingerichtete Casa rural. Ich klopfte an und Donna Isabel, eine agile Mittvierzigerin, hatte tatsächlich ein Zimmer für mich. Da ich der einzige Gast war, betüdelte sie mich mütterlich, wusch meine Wäsche, machte mir etwas zu Essen, während ich mich in dem wunderschön gepflegten Garten entspannen durfte. Ich nutzte die Zeit, um an meinem Krimi zu schreiben und lauschte den Nachtigallen. In der Nacht ließen mich die Nachtigallen kaum zur Ruhe kommen. Es war die zweite fast schlaflose Nacht hintereinander. Ich ahnte nicht, wie viele noch folgen würden.

Es gefiel mir in Maneru so gut, dass ich gleich einen Tag Pause einlegte und mich noch weiter verwöhnen ließ. Um nicht aus der Übung zu kommen, ging ich mit einer der vielen Pilgerinnen, die an meinem freien Tag den Ort passierten, es waren merkwürdigerweise hauptsächlich Frauen an diesem Tag, bis nach Chirauqui und allein wieder zurück. Die Pilgerin war eine Deutsche, etwa in meinem Alter – vielleicht ein wenig jünger-, kam aber aus Neukaledonien, der französischen Insel in der Südsee. Die Frau war extra um den halben Erdball geflogen, um diesen Weg zu gehen. Respekt. Wieder zurück in Maneru strapazierte Donna Isabel meine Spanischkenntnisse. Sie war offensichtlich froh, Gesellschaft zu haben, hatte ununterbrochen etwas zu erzählen und ich die Schwierigkeiten zu verstehen, was sie wollte. Aber es ging. Glaubte ich. Irgendwann fragte sie mich, ob ich denn noch einkaufen wolle. Ich müsste doch sicher für meinen Weg am nächsten Morgen noch Marschverpflegung kaufen? Ja, das wollte ich. Ob ich ihr nicht Bohnen para campo mitbringen könnte. Claro. Die gäbe es in der Cooperative agricolar, verstand ich. Zuerst kam ich zum Supermercado, kaufte was ich brauchte und fand zusätzlich auch Bohnen für meine Wirtin. Was sollte ich jetzt noch zur Cooperative? Als ich ihr stolz meinen Einkauf präsentierte, entgleisten ihr alle Gesichtszüge. „Senor, alluvias para campo, no para comer.“ Jetzt, allerdings zu spät, hatte ich begriffen. Sie hatte Saatgut haben wollen und keine für die Suppe. Mein Spanisch war wohl doch noch nicht so gut, wie ich es mir eingebildet hatte. Am Abend, es war das französische Pärchen eingetroffen, mit denen ich schon im Taxi gefahren war, gab es Bohnersuppe. Das Essen war vorzüglich. Die Mutter von Donna Isabel war lange Zeit Köchin bei einem spanischen Granden in Puente gewesen und hatte ihrer Tochter die Küchegeheimnisse weitervermittelt. Am Abend schwärmte ich Karin am Telefon von der Casa rural und meinem spontanen Plan vor, dort einen Urlaub zu verbringen. Karin war klug genug, mir meine Euphorie nicht zu nehmen. Sie kannte mich und wusste, dass sich eine solche Idee über kurz oder lang relativierte.

Nach dem Frühstück, am 8. Mai, bei dem Donna Isabel darauf bestand, Olivenöl aufs Brot zu träufeln und keine Butter, weil das fürs Herz besser sei, wanderte ich bei kaltem aber wolkenlosen Wetter weiter nach Chirauqui –den Weg kannte ich ja bereits – und über die Römerstraße und –brücke weiter bis nach Lorca. Dort machte ich am Dorfbrunnen zusammen mit zwei Pilgern aus Brasilien Pause, füllte meine Wasserflaschen und marschierte weiter auf dem Weg nach Villatuerta. Zwischendurch hatte irgendein Scherzkeks die Wegmarkierung entfernt. An einer Weggabelung gab es die Möglichkeit, einmal einen steilen Hang hinaufzulaufen oder unter einer Straßenunterführung durchzugehen. Ein Pilger, der mich an der Römerbrücke überholt hatte, hatte sich zielstrebig für den Berghang entschieden. Zuerst zögerte ich, ihm zu folgen, weil mich der steile Hang abschreckte. Als er aber zügig weiterging, folgte ich ihm. Plötzlich wedelte er mit den Armen und kam zurück. Wir waren falsch. Es ging unter der Unterführung weiter.

Am Brunnen an der Kirche von Villatuerta rutschte mir meine Hose in die Knie. Die Hosenträger hatten sich gelöst. Außer mir war niemand da, also nahm ich mir die Zeit, um meine Beinkleider zu ordnen. Während ich mit heruntergelassener Hose neben dem Brunnen stand, kamen zwei Pilgerinnen, die unverschämt grinsend meine Bemühungen beobachteten, in aller Ruhe am Brunnen ihre Wasserflaschen füllten und sich mit einem lauten „Buen camino y mucho diversion sin pantalones“ – guten Weg und viel Spaß ohne Hose verabschiedeten. Mir fiel keine passende Antwort ein.

In Estella ließ ich mir bei der Policia municipal einen Sello geben, machte auf der Plaza Mayor eine Pause, wo ich zwei Pilger aus Hessen traf, mit denen ich mich längere Zeit unterhielt und dabei meinen Zeitplan deutlich überschritt. Ich wollte ja noch weiter nach Irache zum Weinbrunnen.

Dort am frühen Nachmittag angekommen, gab es eine große Enttäuschung. Der Weinbrunnen war trocken. Offenbar stand täglich nur eine bestimmte Menge zum Ausschank zur Verfügung, die bereits vertilgt war. Dabei fiel mir auf, dass der Brunnen auch von Bussen mit Buspilgern angefahren wurde, die sich dort ihre Flaschen füllten. Für den späten, durstigen Fußpilger Uli Hinse blieb da nichts mehr übrig. Leider. Als ich dann auch noch weder in Irache, noch in Ayegui ein Quartier bekam, weil ich zu spät eingetroffen war, fluchte ich auf die Plauderei mit den Hessen und verzichtete aus Frust auf ein Foto. Es blieb mir nichts anderes übrig, als mit dem Bus nach Los Arcos zu fahren. Der hielt aber nicht in Los Arcos, sondern brachte mich gleich 30 km weiter bis nach Viana. Eine Tagesetappe hatte ich somit übersprungen und keine Probleme damit, weil im Bus bestimmt 20 andere Pilger saßen, die auf diese Weise ihre Etappe verkürzten.

In Viana fand ich ein Quartier in einer privaten Pilgerherberge. Als Senior über 60 bekam ich sogar eines der 4 Doppelzimmer für lebensältere Pilger, das ich mit einem trinkfreudigen irischen Pilger teilen musste. Ich besichtigte die Stadt, in der Cesare Borgia, Sohn von Papst Alexander VI., Förderer von Leonardo da Vinci und Liebhaber seiner jüngeren Schwester Lucretia, erschlagen wurde. Der als grausamer Tyrann bekannte italienische Condottiere, er schon mit 18 Jahren spanischer Kardinal wurde, kämpfte mit seinen Söldnern für den König von Navarra. Man begrub ihn zunächst in der Kirche, fand das aber wegen seines Lebenswandels nicht angemessen, buddelte ihn wieder aus und legte ihn so vor den Eingang, dass jeder, der in die Kirche geht, über ihn drübersteigen muss.

In einem Straßencafe nahe der Herberge traf ich einige deutsche Pilger, so Ulla, eine Ärztin aus Leipzig und einen ehemaligen Mitarbeiter der evangelischen Kirche in Schwerin. Beide sollte ich noch mehrmals treffen. Ulla zuletzt in Santiago, wo sie mit ihrer Tochter, die sie in Santiago erwartet hatte, weiter nach Finisterre laufen wollte. Der Ire hatte einen Landsmann getroffen und eine Bar mit Guinnessbier gefunden. Er kam auf die letzte Minute in die Herberge, die um 22 Uhr die Pforten schloss, blies mir seine Bierfahne ins Gesicht, fiel so wie er war aufs Bett, um augenblicklich laut schnarchend einzuschlafen. Ich schlief wieder eine Nacht schlecht. Trotz Ohrstöpsel. Um sechs Uhr stand ich auf, schnürte mein Bündel und marschierte ohne Frühstück los.

So war ich am 9. Mai schon um halb 7 Uhr auf dem Camino. Meinen unpraktischen Strohhut hatte ich in der Herberge liegen gelassen. Er sollte mir später auf dem Kopf eines italienischen Pilgers wieder begegnen. Nach einigen Kilometern bereute ich das Liegenlassen. Es wurde nämlich knallheiß. Vor mir zog schon eine Anzahl anderer Pilger über den Weg. Unter anderem einer mit Schäferhund, der auf dem Rücken einen kleinen Rucksack trug, in dem er sein Futter tragen musste. Bis kurz vor Logrono war der Weg recht eben. Der Camino führte durch ein kleines, schattiges Pinienwäldchen und dann musste ich mit einem schnellen Sprint die stark befahrene Nationalstraße von Pamplona nach Logrono überqueren. Das Verkehrsschild „Vorsicht Pilger – Camino kreuzt“ war keine Hilfe, da sich vor allem LKW-Fahrer einen Spaß machten, die Rucksackträger durch lautes Hupen noch schneller zu machen und im Traum nicht daran dachten, ihre Geschwindigkeit zu reduzieren.

Kurz vor Logrono, der Hauptstadt der Weinprovinz Rioja, führte der Weg eine langgezogene Steigung hoch. Nach zwei Stunden Marsch und 10 Kilometern war ich total durchgeschwitzt. So kam ich tropfnass als erster Pilger an der kleinen Kultbar von Donna Felisa an. Als ich meinen Pilgerpass hervorzog, den ich dummerweise in die Hemdtasche gesteckt hatte, war dieser vom Schweiß durchgeweicht. Die Tochter von Donna Felisa, die vor vier Jahren starb, führte die kleine Bar am Ortseingang weiter. Sie trocknete meinen Credential

auf der Heizung, bot mir gegen Spende Kaffee con Leche, Brot, Olivenöl und Marmelade an. Dann gab sie mir den Stempel und wünschte mir einen guten Weg. Während ich frühstückte, kam ein Pilger nach dem anderen. In der Mehrzahl Deutsche.

Eine Gruppe von 5-6, dem Dialekt nach schwäbischen Pilgern –die übrigens von den Deutschen die mit Abstand stärkste Volksgruppe stellten – stürzte sich, ohne den Tagesgruß zu entbieten, wie es sich unter höflichen Menschen eigentlich gehört, auf das Gästebuch und suchte nach dem Eintrag von HaPe Kerkeling. So ein Schwachsinn. Jedes Jahr wird dieses Buch gewechselt. Das ergab sich schon aus der Jahreszahl auf Deckel und Rücken. Es war unsinnig, nach dem Eintrag zu suchen. Gleichwohl wurde geblättert, gezerrt und geredet. Einfach peinlich.

Nachdem ich meinen nunmehr wieder trockenen Credential wasserdicht verpackt hatte, marschierte ich, ohne mich aufzuhalten, durch die Innenstadt von Logrono und dann über einen wunderschönen Wanderweg zum Naherholungsgebiet Grajera in Richtung Navarrete. Nachdem es die letzten Tage mit dem Wandern so gut ging, hatte ich zwischen Logrono und Navarrete versucht, die letzten 5-6 Kilometer mit einem Deutsch sprechenden Portugiesen mitzuhalten. Er tat mir leid, als er an einem Rastplatz, wo ich mir gerade einen drögen Bocado con queso mit Wasser in den Magen gespült hatte, scheinbar mühsam mit einem Fußleiden an mir vorbeieierte. Aber ich hatte noch wenig Erfahrung mit den Laufgewohnheiten anderer Pilger. Der Portugiese lief von Natur aus so komisch. Er hatte in Wirklichkeit einen guten so genannten 6er Schritt, d.h. er lief mit Gepäck sechs Kilometer in der Stunde. Das war ich nicht gewohnt, wollte mir aber keine Blöße geben, obwohl ich schon 23 km hinter mir hatte. Die letzten 500 m, mit dem Ziel vor Augen, ging ich nur noch Fuß vor Fuß, zur Erheiterung meines Begleiters. Vor dem Ort trennten wir uns. Er übernachtete in der Herberge und ich in einem Hotel. Ich hatte Glück und bekam für 35 € eine Suite mit Wannenbad.

Am nächsten Tag, auf der Strecke von Navarrete nach Najera, am **10. Mai**, ging ich etwas langsamer. Der Weg durch Rioja war bisher am Leichtesten. Die Hügel waren nicht so hoch und nicht so steil und die Wege einigermaßen in Ordnung. Bis auf ein kurzes Wegstück mit den Steinmännchen. Dort war der Weg steinig und schwer zu laufen. Deswegen hatten Generationen von Pilgern Steine auf dem Weg aufgesucht und zu den Männchen zusammengesetzt. Aber alle Steinmännchen hatten nichts genutzt. Der Weg blieb in diesem Teilstück steinig. Aber eben nur ein kurzes Stück, nicht so, wie in Navarra, wo sie dauernd schlammig steinig und ziemlich ungepflegt gewesen waren.

Die Provinz Rioja erinnerte mich an Rheinhessen. Wahrscheinlich lag es an den vielen Weinbergen. In Najera, der alten Königsstadt am Rio Najerilla, kam ich auf die Idee, mir die Haare schneiden zu lassen. Also, hinein in den Ort, eine Peluqueria gesucht und einen sympathischen Friseur in meinem Alter mit der Aufgabe beauftragt. Cinco milímetros, por favor - fünf Millimeter bitte. Der wunderschön lang gewachsene Bart sollte unberührt bleiben. Ehe ich mich versah, war alles auf 5 Millimeter gestutzt. Entweder war mein Spanisch nicht ausreichend gewesen oder der Friseur verstand kein Spanisch oder er war kein Freund der Deutschen. So wanderte ich kahl geschoren durch die Stadt, kaufte auf dem Wochenmarkt Kirschen, bestaunte die vielen Störche in ihren Nestern auf den Kirchtürmen und die Höhlen in der roten Felswand über dem Westufer des Flusses. Dann lauschte ich einigen Sängern, die es sich auf der Wiese am Flussufer nahe der Pilgerherberge bequem gemacht hatten und für die Pilger eine Serenade gaben. Ich wohnte wieder im Hotel und musste den Zapfenstreich nicht beachten. Deshalb schlenderte ich in ein Eiscafé und hatte dort Gelegenheit, an einem Internetanschluss auf meiner Webseite in den Blog zu schreiben. Die Damen hatten einfach einen Laptop angeschlossen, auf dem jeder Besucher für ein paar Cent surfen oder schreiben durfte. Vor meinem Hotel traf ich einen sympathischen deutschen Pilger, den ich für einen Priester hielt. Ich weiß nicht warum, aber er kam mir so vor. Wir unterhielten uns kurz, dann trennten sich wieder unsere Wege.

Am **11. Mai** packte ich ein Päckchen mit 2 kg überflüssigen Gepäcks, zahlte bei der Post dafür 30 € und erreichte nach 22 Kilometern St. Domingo de la Calzada. Dort, wo in der Kirche der Hahn kräht. Ein Stück des Weges wanderte ich mit zwei Damen aus Stuttgart, Ursel

und Ines Dass heißt, die sind mit mir gewandert und haben mir derweil die letzten Haare vom Kopf geschwätzt. Aber so war das eben. Feste Bekanntschaften bildeten sich nicht oder nur sehr selten. Dafür wanderte jeder anders und anders schnell. Da die beiden taffen Frauen ohne Gepäck liefen, das ihnen durch einen Transportservice zum Quartier vorgefahren wurde, waren sie schneller als ich. Aber ich holte sie kurz nach unserer Trennung wieder ein, als sie sich an einem Rastplatz von zwei Spaniern, nein, Katalanen, überreden ließen, von ihrem Wein aus dem Lederbeutel zu trinken. Das schien eine lustige Landpartie zu werden. Bis Santo Domingo de la Calzada kamen sie nicht mehr an mir vorbei.

Der Ort selber empfing mich mit Böllerschüssen, einem Warnschild vor Pilgern und schweren Schutzgittern an den Straßen. Sie waren kein Schutz gegen die Pilgerscharen, sondern am Sonntag war ein Stiertreiben geplant. Heute war Freitag und die Fiesta hatte gerade erst begonnen, nach Pamplona war es die zweite. Wegen der vielen Besucher gab es kaum freie Quartiere und ich war froh, noch ein Zimmer in einem Hotel gegenüber der Pilgerherberge zu bekommen, die von Nonnen geleitet wurde. HaPe Kerkeling hatte in dieser Herberge im zugigen Durchgang geschlafen, weil er im Schlafsaal kein Auge zumachen, aber die Herberge wegen der verschlossenen Türe auch nicht verlassen konnte. Danach war er in das Hotel gegenüber gegangen, um richtig auszuschlafen. Wie schon gesagt, wichtig waren die Quartiere und die waren knapp bei der Menge Menschen, die zur gleichen Zeit über den Camino liefen und in Santo Domingo kamen noch die Festbesucher hinzu.

Bei meinem ersten Gang in die Kirche, wo ich mir den Hühnerkäfig ansah, krächte der Hahn nicht. Ich war richtig enttäuscht, weil mir andere Pilger stolz erzählten, dass der Hahn bei ihrem Besuch gekräht hatte. Der Legende nach kommt nur der Pilger in Santiago an, der den Hahn krähen hörte. Also sah ich mir die Stadt an, bewunderte eine Springprozession und einen Umzug, staunte über die vielen Störche, die sich auf jedem Turm ein Nest gebaut hatten und kostete von dem Gratiswein, der an vielen Stellen ausgeschenkt wurde, stand voller Bewunderung vor einer eigenen Bar für Großväter und stellte fest, dass die Jahrmarktstuden in Spanien den gleichen dummerhaften Kram anboten, wie in Deutschland.

Die Messe am Abend war gut besucht. Bis auf die Straße standen die Gläubigen. Es schien kein Hineinkommen möglich. Ein Chor sang und es war richtig festlich. An einer Nebentür gelang es mir doch noch in die Kirche und sogar bis in die Nähe des Hühnerkäfigs zu kommen. Und tatsächlich, noch während der Chor sang, krächte der Hahn. Sofort brach der Chor seinen Gesang ab. Die versammelten Gläubigen brüllten wie aus einem Mund „Ole“ und klatschten vor Begeisterung in die Hände. Danach sang der Chor weiter. Das motivierte den Hahn, denn nur eine halbe Strophe später krächte er erneut. Wiederum brach der Chor seine Darbietung ab, alles brüllte noch einmal „Ole“ und klatschte. Danach ging die Messe ohne weitere Störungen zu Ende. Ich war zufrieden. Der Hahn hatte gekräht, als ich in der Kirche war. Ich würde in Santiago ankommen.

Nach der Messe traf ich einige Pilger, die ich schon kannte. Wir suchten uns ein freies Plätzchen, schlürften unseren Wein und beobachteten das Gewusel um uns herum. Im Gedränge vor der Kirche bemerkte ich einen Pilger mit einem großen Cowboyhut, an dem neben der Jakobsmuschel auch der Polizeistern prangte. Der Mann kam demnach aus Niedersachsen. Bevor ich ihn ansprechen konnte, war er leider wieder im Gewühl verschwunden. Dafür sah ich meinen Sombrero, den sich ein Italiener auf den Kopf gesetzt hatte. Er war für ihn zwar ein wenig zu groß, aber das störte ihn nicht. Ich lobte ihn, wie gut er damit aussehe und er strahlte mich an, wobei ich mir nicht sicher war, ob er mich verstanden hatte.

Am nächsten Morgen, es war der **12. Mai**, ging es bei hervorragendem Wetter weiter. Endlich gab es einen strahlend blauen Himmel, aber es wehte den Pilgern ein strammer, kalter Wind direkt von West ins Gesicht. Wenn der Wind nicht gewesen wäre, hätte man es ein gutes Wanderwetter nennen können. Der Weg war wieder gut begangen. Im Abstand von 50 bis 100 Metern zogen die Mitpilger dem Ort Belorado entgegen. Hinter Granon wurde die Grenze zwischen Rioja und Kastilien y Leon überschritten. Danach ging es stetig auf und ab. Die Wege bestanden, wie bisher, aus grobem Schotter. In dem kleinen Ort Villamayor wurde

kräftig gebaut. In der Nähe eines neu angelegten Golfplatzes, wegen dem der Jakobsweg einen gehörigen Umweg machen musste, wurden zahlreiche Ein- und Mehrfamilienhäuser, ein Freibad und großzügige Parkanlagen aus dem Boden gestampft. Heute machte ich die Feststellung, dass ich nicht mehr zurücksah. Es war mir egal, was hinter mir lag, oder was hinter mir kam. Ich sah nur noch nach vorn. Dabei beobachtete ich die Pilger die vor mir liefen. Auch die drehten sich nicht um. Wichtig war, was vor einem kam und nicht das, was hinter einem lag. Von diesem Moment an, blickte ich mich beim Wandern nicht mehr um.

In Belorado hatte ich telefonisch vorab eine Pension gebucht und war bei meiner Ankunft unzufrieden. Zum einen über das Quartier, das direkt an der Nationalstraße lag und zum anderen hätte ich nach einer Pause gut noch einige Kilometer laufen können. In Belorado traf ich Matthias wieder, den ich in Najera für einen katholischen Geistlichen gehalten hatte. War er aber nicht. Gleichwohl war er praktizierender und gläubiger Katholik, der im Glauben und mit dem Glauben lebte. Er war weit davon entfernt, andere zu missionieren, aber er stand mit Überzeugung für seinen Glauben ein. In einer Bar an der Plaza Mayor diskutierten er und ein schwäbischer Landsmann mit Namen Dieter so fundiert und intensiv über spezielle Glaubensfragen, dass ich nur staunend dabei sitzen konnte. Meine laienhaften Zwischenfragen wurden geduldig von beiden Diskutanten beantwortet, dann konzentrierten sie sich wieder auf ihren Disput. Am Abend trafen wir uns in der Pilgermesse und ich war überrascht, wie viele der Pilger sich dort einfanden. Ich nahm mir vor, die abendliche Pilgermesse öfter zu besuchen, weil man sich hinterher doch mit dem einen oder anderen unterhalten konnte.

Am nächsten Tag, es war Sonntag **13. Mai**, mussten die gefürchteten Oca-Berge überquert werden. Sie waren einsam und bis vor wenigen Jahren soll es hier noch frei lebende Wölfe gegeben haben. Aber vielleicht sollte mit derartigen Geschichten den Pilgern auch nur Angst gemacht werden. Während des spanischen Bürgerkriegs hatten sich in den Bergen lange noch republikanische Soldaten vor den Franco-Truppen versteckt, bis sie schließlich in der Nähe des Pedrajapasses gestellt und erschossen wurden. Dort wurde auch vor wenigen Jahren ein Gedenkstein errichtet. Mit dem Spruch: „Ihre Erschießung war sinnlos; ihr Sterben nicht.“ Ich wollte eigentlich bis San Juan de Ortega oder Ages. Aber das Wetter verschlechterte sich zusehends. In Villafranca machte ich nach 12 km meine Frühstückspause in einer kleinen Bar, als es fürchterlich anfangen zu regnen. Ich dachte an meine gerade erst überstandene Erkältung und verspürte keine Lust, durch den Regen zu laufen. In der Bar lief, wie in allen anderen auch, der Fernseher. Eher missmutig startete ich auf die Nachrichtensendung, die sich mit irgendwelchen hochwichtigen privaten Problemen um die Sängerin Isabel Pandocha beschäftigte und ausgiebig über den gestrigen Meisterschaftskampf in der spanischen Fußballliga berichtete. Danach gab es eine Wahlsendung zu den bevorstehenden Regionalwahlen und dann kam der Wetterbericht. Der ließ mich aufhorchen. Für den Bereich, der vor mir lag, wurde anhaltender Regen mit Sturm vorhergesagt. Da hatte ich ja Glück gehabt, gerade in dieser Bar Pause gemacht zu haben, zumal sich direkt vor der Tür eine Bushaltestelle befand. Ob das ein Zeichen war? Ich wertete es als solches und fragte den Wirt, ob denn heute, am Sonntag, überhaupt ein Bus Richtung Burgos fahre. Der Wirt nickte, schaute auf die Uhr und erklärte, der Bus komme „en proxima minutos“ - in den nächsten Minuten-. Ich zahlte schnell, schob meine Wanderstöcke ineinander, schnallte sie am Rucksack fest und eilte nach draußen. Keine Minute zu früh. Ich war der einzige Passagier an der Haltestelle und im letzten Moment erkannte der Fahrer, dass ich mich nicht vor dem Regen in der Haltestelle unterstellen, sondern mit dem Bus fahren wollte. Ich zahlte einen für deutsche Verhältnisse minimalen Preis für die 30 km und ließ mich in einen freien Sitz fallen. Dann sah ich mich um. Der Bus war gut gefüllt - im Wesentlichen mit Pilgern- die mich zum Teil verlegen angrinsten. Ich grinste genauso verlegen zurück. Als der Bus den Pedrajapass mit seinen 1150 m überquerte, war aus dem Regen Schneeregen geworden und mir taten die Pilger leid, die ich während der Fahrt auf dem Camino erkennen konnte, wie sie sich durch das Unwetter kämpften. Und jetzt hatte ich ein schlechtes Gewissen. Uli, jetzt, wo es anstrengend wird, kneifst du. Die anderen laufen und du fährst mit dem Bus. Das ist doch keine Pilgerwanderung. Du mutierst zum Buspilger immer dann, wenn es Schwierigkeiten gibt. Ich schämte mich ein wenig vor mir selbst.

In Burgos angekommen, wo es nicht mehr regnete, versuchte ich durch gesteigerte Aktivität auf andere Gedanken zu kommen. Ich besichtigte das Museum und die Kathedrale, kletterte auf den steilen Hügel mit dem Castillo, streifte durch die Altstadt und landete schließlich in einer Bar nahe der Kathedrale, wo ich einige Pilger wieder traf, die mit mir im Bus gefahren waren und offenbar nicht von einem schlechten Gewissen geplagt wurden. Aber so ist das, jeder macht den Weg so, wie er möchte.

Bei meinem Bummel durch die Stadt fiel mir eine kleine, goldene Concha – die Jakobsmuschel – auf, die ich unbedingt haben wollte, um sie Karin zuzusenden. Als kleines Dankeschön dafür, dass sie zu Hause während der Zeit, in der gepflanzt und Unkraut gezogen werden musste, alleine im Garten arbeiten musste. Aber es war Sonntag und anders als in den kleinen Orten am Camino, die von den Pilgern lebten, hatten in der Großstadt die Geschäfte in Burgos am Sonntag nicht geöffnet und ich musste bis Montagmorgen warten.

Am Montag, den **14. Mai**, öffnete der Juwelier erst um 10.30 Uhr. Ich kaufte ein und machte mich kurz vor 11 Uhr auf den Weg in Richtung Meseta. Mehr als drei Stunden zu spät, wie sich noch herausstellen sollte. Eigentlich hatte ich die 10 km bis Tardajos mit dem Bus fahren wollen, um das Latschen durch die Barrios, die Vorstädte, zu vermeiden. Aber mein noch immer schlechtes Pilgergewissen verbot mir die Busfahrt. Der Weg war entsetzlich und ich empfand es als Strafe für meine Busfahrt am Vortag. Erst führte mich der Weg durch die Vorstadt, an lauten Baustellen vorbei, dann neben der Autobahn auf staubige Wege. Zwischendurch musste ich Hürdenlaufen, weil eine Waldarbeitertruppe Pappeln fällte und sie quer über den Camino fallen ließ. Dabei musste ich noch dankbar sein, dass sie einen Pilger wie mich noch vernünftig passieren ließen und mir einen zusätzlichen Sprint ersparten. In Rabe de Calzadas, zwei Kilometer hinter Tardajos, saßen die ersten Pilger bereits vor der Herberge. Die hatten ihr Tagespensum schon hinter sich; ich hatte gerade angefangen, wünschte fröhlich „buen camino“ und eilte weiter auf Hornillos zu, das nach 22 Kilometern mein Tagesziel sein sollte. Kaum hatte ich Rabe verlassen, lernte ich die Meseta kennen. Kein Baum, kein Strauch. Stetig leicht ansteigend. Ein kräftiger Wind wehte direkt von vorn. Auf halbem Wege kam mir eine Grundschulklasse bei ihrem Wandertag entgegen. Frei nach dem Motto: Wir lernen heute pilgern und wandern auf dem Camino. Nur in die falsche Richtung. Sie liefen mit dem Wind und bergab von Hornillos nach Rabe. Die Kinder waren ausnahmslos höflich. Sie kündigten mich mit einem lauten: „Un peregrino es aqui“ an und jedes wünschte mir „buen camino“. Mindestens dreißig Mal. Und ebenso oft war meine Antwort: „muchas gracias“, wobei die Kiddies einen Heidenspaß hatten, weil ich sie nicht ignorierte. Nach mühsamen zwei Stunden bergauf, erreichte ich die Anhöhe und stand auf einem Hochplateau. Kein Haus, kein Strauch, kein Baum. Nur Felder mit jungem Getreide. Hier und da ein Steinhaufen auf dem ein Schild mit einem gelben Pfeil steckte, das den Verlauf des Camino bezeichnete. Plötzlich und unerwartet fiel der Weg steil ab in ein Tal, in dem auf der anderen Seite Hornillos zu sehen war. Ein Straßendorf, das sich längs des sirga peregrinal, des Pilgerwegs, erstreckte und etwas vernachlässigt wirkte. Der Abstieg war sehr steil. Alles, was ich in 10 km hochgelatscht war, ging auf 200 m wieder hinab. Auch bei Näherkommen besserte sich der Eindruck von Hornillos nicht. Der Ort war im Mittelalter ein wichtiger Anlaufpunkt auf dem Jakobsweg gewesen. Aber eben im Mittelalter. Was aber viel schlimmer war, es gab kein Quartier mehr. Ich war zu spät dran. Die Herbergen waren voll. Die wenigen privaten Quartiere und Pensionen auch. Selbst in der näheren Umgebung, wo eine Mühle zu einer Casa rural umgebaut worden war, gab es kein freies Bett. Für mich hieß das: Weiterlaufen. Nach San Bol. Eine Naturherberge ohne Strom und ohne fließend Wasser, mit der Toilette in den Büschen. Nicht mein Wunschquartier. Hoffnungsvoll lief ich weiter, zumal immer wieder auf Steinen und Schilder handgemalt in mehreren Sprachen zu lesen war: San Bol ist offen, Sambol es abierto, Sanbol is open. Weiterwandern zu müssen buchte ich noch immer als Strafe San Tiagos für die Busfahrt.

Es ging auf dem Weg so weiter, wie die Stunden vorher, langsam und stetig bergauf bei immer noch heftigem Gegenwind. Sechs Kilometer waren es, die sich zogen, wie Gummi. Unterwegs saß am Feldrand eine junge englische oder amerikanische Pilgerin, die sich die Schuhe und Strümpfe ausgezogen hatte, um sich die Blasen neu zu verkleben. Ich bot meine

Hilfe an, die nach meinem Geschmack etwas zu heftig abgelehnt wurde. Vielleicht hielt sie mich für einen Triebtäter, der es in der einsamen Landschaft auf sie abgesehen hatte. Verwundert wanderte ich weiter. Was würde wohl Karin sagen, wenn ich ihr erzählte, dass man mich offenbar für einen verkappten Triebtäter gehalten hatte?

In einer kleinen Senke, gut 500 m seitlich des Camino, lag San Bol. Schon von Weg aus war zu erkennen, dass reichlich Betrieb auf dem kleinen Gehöft war. Friedensbewegte hatten ihre Regenbogenfahne gehisst und einige Zelte aufgebaut. In dem Schwimmbecken der eiskalten Quelle planschten ein paar ganz Harte. Man gab mir einen Stempel in meinen Credential, aber keinen Schlafplatz. „Completo“ wurde mir mit Schulterzucken erklärt. Ich war ziemlich angefressen und machte mich auf den Weg nach Hontanas. Nochmals 6 Kilometer durch die Pampa, 28 lagen jetzt bereits hinter mir. Kaum hatte ich die kleine Herberge verlassen, kam mir auf dem Weg ein lustiger Haufen von Frauen im mittleren Alter entgegen. „Oh, schaut einmal, da kommt ein richtiger Pilger“, alarmierte eine von ihnen ihre Mitwanderinnen, „bitte bleiben Sie doch einen Moment stehen, für ein Foto.“ Da stand ich nun, mitten in der Meseta, knurrig, weil noch ohne Quartier und machte das Pilgermodel für Buspilgerinnen aus Baden-Württemberg. Woher denn sonst. So hatte ich mir die Pilgerreise eigentlich nicht vorgestellt. Auf dem weiteren Weg machte ich offenbar ein derart böses Gesicht, dass es weitere Wanderinnen vermieden, mich anzusprechen. So marschierte ich weiter nach Hontanas, das erst zu sehen war, als 300 m vor dem Ort ein steiler Abstieg begann.

Hontanas teilte das gleiche Schicksal wie Hornillos. Im Mittelalter Dreh- und Angelpunkt am Camino, heute in der Bedeutungslosigkeit eines Kuhkaffs versunken. Ich teilte auch das gleiche Schicksal, wie an den vorherigen Orten. Es war schon 18.30 Uhr und fand kein freies Quartier mehr. Da stand ich nun etwas ratlos und wie ich meinte, von den Pilgern mit Quartier etwas hämisch betrachtet, auf der Dorfstraße. Gegenüber der Pilgerherberge setzte ich mich neben eine relaxt auf einer Bank sitzende Dame, um nachzudenken. „Na, kein Quartier?“, erkundigte sich meine Nachbarin besorgt interessiert in badischer Mundart. „Nein, kein Quartier“, bestätigte ich. „Und was nun?“, war ihre mitfühlende Frage. Ja, das war eine gute Frage. „Ich habe noch keine Lösung. Weitergehen ist nicht mehr möglich. Der nächste Ort, Castrojeriz, ist gut zehn Kilometer entfernt. Das schaffe ich heute, nach 34 gelaufenen Kilometern nicht mehr. „Vielleicht können wir Sie im Bus mitnehmen“, schlug die Dame vor. „Wie, im Bus mitnehmen?“, antwortete ich begriffsstutzig. Ich musste wohl zu wenig Wasser getrunken haben. „Wir sind aus dem Schwarzwald und fahren mit dem Bus über den Jakobsweg. Teilstrecken laufen wir. Heute von Hornillos nach Hontanas. Der Bus holt uns gleich wieder ab. Vielleicht nimmt der Fahrer Sie ja bis zum nächsten Ort mit.“ „Na, das wäre wirklich toll. Das wäre meine Rettung“, konnte ich gerade noch antworten, da war die Dame auch schon verschwunden. Langsam trottete ich ihr nach. Am Ortsende stand ein großer Reisebus. Der Fahrer hatte nichts gegen eine Mitnahme und der Reiseleiter auch nicht. Damit war meine Rettung beschlossen. Mir war eine kalte Nacht in einem Buswarte-häuschen bei etwa drei Grad Celsius mitten in der Meseta erspart geblieben. Der Reiseleiter, ein in Spanien lebender Deutscher, telefonierte ein wenig hin und her, dann erklärte er mir, dass sowohl die Herberge in San Anton, als auch die Quartiere in Castrojeriz besetzt seien. Ich müsse bis Fromista mitfahren. Ob mir das recht sei. Es war mir recht. Auf der Fahrt erfuhr ich von meiner Sitznachbarin, dass die Reise vom Südkurier, Redaktion: Typisch Frau, organisiert worden war. Ich sagte zu, mich bei der Redaktion zu melden und über meine Errettung aus Pilgernot zu berichten. Ich hatte nicht den Eindruck, dass mir die Dame glaubte. In Fromista wurde ich abgesetzt, verabschiedete mich bei den Damen, die noch die Kirche besichtigen wollten und fand in der Casa rural Martin ein bequemes Einzelzimmer. Nach den üblichen Waschungen von Pilger und Kleidung besichtigte ich die Kirche, nachdem die Touristen fort waren und bedankte mich bei San Tiago für die wunderbare Errettung aus höchster Not. Und das auch noch mit einem Bus. Meine Füße taten weh. 34 Wanderkilometer mit Gepäck und in Fromista noch mal drei von der Kirche zum Quartier und wieder zurück, waren heftig. Ich gönnte mir einen freien Tag zur Erholung.

Abends vor der Bar neben der Kirche saßen am Nebentisch drei deutsche Pilger, die sich nach jedem Bier lautstärker unterhielten. Es handelte sich um drei Bundeswehroffiziere, zwei

aktiv, einer pensioniert, die den Camino mit einem Casino verwechselten. So zogen sie über Kameraden her, die sie gemeinsam kannten. Der Älteste von ihnen protzte mehrfach damit, mit Admiral Zenker gut bekannt zu sein. Sie prahlten damit, wie gut sie marschieren konnten und die Strapazen so mir nichts dir nichts wegsteckten. Ich wusste nicht, wen sie damit beeindruckten oder ob sie sich selber nur Mut machen wollten.

An meinem freien Tag blieb ich aber nicht untätig. Ich erkundete die Gegend um die historische Schleuse und lief dabei gut sechs Kilometer am Kastilischen Kanal bis nach Boadilla del Camino und zurück. Dabei kamen mir etliche Pilger entgegen, die mich irritiert anschauten. In der restlichen Zeit saß ich in der kleinen Bar neben der Kirche in Fromista und schrieb an meinem Krimi. Während ich später im Garten der Casa rural saß, kam eine ältere Dame, um sich zu erkundigen, wie man denn in den Casa rurales untergebracht sei. Marianne war eine deutsche Pilgerin und schon über 70 Jahre alt. Bisher hatte sie in den Pilgerherbergen übernachtet, jetzt sei ihr das aber unangenehm, erklärte sie. Der Umgangston gefalle ihr nicht, es gäbe keine Rücksichtnahme gegenüber älteren Mitpilgern und die sanitären Einrichtungen seien auch nicht so, wie sie sich das eigentlich gewünscht hätte. Außerdem habe sie ein Problem mit ihrer Achillessehne und wolle ein paar Tage ausruhen, was in den Herbergen nicht möglich sei. Ich führte sie durch die Casa und nannte ihr den Preis.

Am folgenden Morgen traf ich sie kurz hinter Fromista, als sie sehr langsam über den Weg ging. Sie tat mir leid und ich glaubte nicht, dass sie das Ziel jemals erreichen würde.

Am 16. Mai erreichte ich Carrion de los Condes. Ab heute begann jeden Morgen das gleiche Spiel. Früh heraus, um bei der Suche nach einem Quartier nicht die A...karte zu ziehen. Es gab mehr Pilger als Quartiere. Oder aber telefonisch ein Privatquartier vorbestellen. Die langsamen Pilger, und das sind vielfach die Lebensälteren, hatten bei den schnellen jungen Pilgern kaum eine Chance, die Betten in den Herbergen zu bekommen. So ging es mir ja vor drei Tagen. Mein Krimi entwickelte sich gut. In die Handlung war die Pilgerwanderung eingebunden und es gefiel zumindest mir sehr gut, meine Mitpilger in der einen oder anderen Form mitwirken zu lassen. Auch die Rolle der Bösewichte wurde dem einen oder anderen Mitpilger zugeschrieben auch wenn ich selbst noch nicht wusste, wer der Mörder sein würde. In Carrion traf ich Ursel und Ines wieder, die einen älteren Libanesen im Schlepp hatten, der in Genf wohnte und arbeitete und vor seiner Rückkehr in die Heimat den Camino laufen wollte. Die beiden Schwäbinnen wollten nur noch eine oder zwei Etappen bis Sahagun und mussten dann wieder zurück nach Stuttgart. Ich gab den Beiden die in Burgos gekaufte Muschel mit der Bitte, sie von Stuttgart aus nach Pinnow zu senden. Das erschien mir schneller und vor allem sicherer, als von Spanien aus. Die beiden Frauen waren gerührt von so viel Vertrauen. In der Tat kam das kleine Geschenk für Karin problemlos mit ein paar Zeilen von Ursel nach ein paar Tagen in Pinnow an. Das Städtchen Carrion gefiel mir richtig gut. Es gab ein interessantes Museum, das ebenso schöne Kloster Zoilo und einen lauschigen Park am Ufer des Rio Carrion. Dort saß ich im Schatten alter Bäume auf einer Bank, als ein merkwürdiges Pärchen an mir vorbeiflanierte. Am Arm eines älteren Herrn, der die 60 garantiert schon überschritten hatte, hatte sich eine junge Dame eingehängt, die mit fast verklärten Augen an seinen Lippen hing. Sie sprachen Deutsch. Er erklärte ihr, was für ein toller Hecht er wäre und dass es seine Aufgabe sei, in Spanien den Absatz einer international bekannten Limonadenmarke deutlich zu verbessern. Das sei nicht einfach, weil die Spanier selbstbewusst ihre eigenen Limonadenmarken bevorzugten. Aber er als Chef der Konzernfiliale in Spanien würde... . Der Rest der Unterhaltung ging im Rauschen des Rio Carrion unter. Am Ende der Allee umarmten sie sich und die junge Dame gab ihrem Begleiter einen innigen Kuss. Wenig später traf ich das Pärchen, das vom Outfit her ganz gewiss nicht zur den Pilgern gehörte, vor einer Kirche, auf der mehrere Störche ihre Jungen fütterten. Die junge Dame wollte die Szene unbedingt fotografieren. Ich konnte mir beim Vorübergehen einen Kommentar nicht verkneifen. „Vorsicht, wenn man zu nah herangeht beißen sie einen ins Bein. Und das kann für junge Damen fatale Folgen haben.“ Während der Konzernfilialenchef nach einem Moment des Zögerns herzhaft lachte, bedachte mich die Dame mit einem giftigen Blick.

Der 17. Mai wurde wieder ein harter Tag. Es war zwar kein Regen und auch nicht zu heiß, aber es wurde eine lange Strecke. Zunächst gab es auf den ersten 17 km, quer durch die Meseta, keine Wasserstelle. Eine Ruine hier, ein Pappelhain dort, sonst aber lief ich nur in einem leichten auf und ab geradeaus auf angeschobener Schotterpiste. Hier sollten Pflanzen und Blumen gedeihen, die man sonst nirgendwo fand. Ich hatte keine erkannt. Für mich waren das Feld-, Wald- und Wiesenblumen, wie ich sie schon auf dem ganzen Weg gesehen hatte. Das letzte Drittel der Strecke bis Calzadilla de la Cueva begann mit der Durchquerung der Canada Real, eines uralten Viehtriebweges. In Calzadilla de la Cueva fühlte ich mich noch gut. Also, nach einer kleinen Pause weiter nach Ledigos. Ich war gut drauf. Bis Terradillos schaffte ich es auch noch. Das Tal von Ledigos wurde mit einer aufwendigen Straßenbrücke überbrückt und der Camino kam der neuen Autobahn unangenehm nah, entfernte sich dann aber wieder. Währenddessen überholte mich ein Pilger, der sein Gepäck auf einem Karren hinter sich her zog. Zehn Kilometer weiter, in Terradillos, gab es nur die Pilgerherberge. Ich riskierte einen Blick hinein. Hier wollte ich ganz bestimmt nicht bleiben, so wanderte ich weiter. Deutlich langsamer, als vorher. Bis San Nicolas kam ich noch, dann ging nichts mehr. Es war, wie auf der Strecke hinter Burgos. Erst wollte ich kein Quartier, dann gab es keins. Diesmal rettete mich kein Pilgerbus. Ich stieg in den normalen Linienbus und fuhr für 90 Cent die restlichen acht Kilometer bis Sahagun. Nicht einen Meter wollte ich mehr laufen. Der Bus hielt, wie bestellt, direkt am Ortseingang vor dem Hotel Puerta de Sahagun. Einem Tagungshotel. Es sah teuer aus, war es aber nicht. Für 30 € bekam ich ein geräumiges, modern eingerichtetes Zimmer, mit einer großen Wanne aus Marmor im Bad. Fürstlich. Zum Essen musste ich allerdings nach Sahagun hinein. Wieder drei Kilometer hin und zurück. Vor der Pilgerherberge in einer alten Klosterkirche, in die eine hölzerne Zwischendecke eingezogen worden war, um daraus den Schlafsaal zu machen, stand ein eiserner Pilger.

Die Nachtruhe wurde durch eine englische Rockband, die in der Stadt am kommenden Wochenende ein Konzert geben sollte, gestört. Irgendeiner der Hanseln fand es lustig, mit seiner Zigarette den Feuermelder zu aktivieren. Alle Hotelgäste standen senkrecht in ihren Betten. Nachdem die Rezeption die Sirene abgestellt hatte, fing das Spielchen von vorne an. Daraufhin kam der Manager. Er wurde laut. Sehr laut. Er erklärte den besoffenen Musikern, sie mitten in der Nacht bei 5 Grad mit ihren Klamotten auf die Straße zu setzen, sollten sie es wagen, den Feuermelder noch einmal in Gang zu setzen. Die deutlichen Worte halfen. Es blieb fortan ruhig.

Die Strecke am nächsten Tag, Freitag den 18. Mai, war noch öder und gleichförmiger, als am Vortag. Meine Füße waren noch nicht wieder so, wie ich sie gerne gehabt hätte. Zwar hatten sich keine Blasen gebildet, aber es gab doch schmerzende Druckstellen. 18 Kilometer mussten deshalb reichen. Ich dachte darüber nach, dass mein Kontakt zu deutschen Pilgern in den letzten Tagen etwas dürrig geblieben war. Im Bus von Hontanas nach Fromista, mit den deutschen Buspilgerinnen, eine kurze Unterhaltung mit Marianne und natürlich die wenigen Minuten am Abend am Telefon mit Karin. Das war es dann auch schon. Ich vermisste die Kontakte. Auf dem Weg vor Bercianos traf ich auf eine Pilgergruppe aus Wuppertal, die mit einem Begleitfahrzeug unterwegs waren, das die schweren Lasten übernahm und die Pilger mit Wasser und Verpflegung versorgte. Ich lief eine zeitlang in ihrer unmittelbaren Nähe, nur um wieder die deutsche Sprache zu hören. Die Stupidität der Strecke ließ einen die Gedanken vergessen. Kurz nachdem ich hinter Bercianos den Edelstahlbogen passiert hatte, der die Hälfte des Caminos zwischen Roncesvalles und Santiago kennzeichnet, begann ich, meine Schritte zu zählen. Immer und immer wieder. Mindestens zehn Kilometer lang. 1.400 Schritte, mit Gepäck, sind genau ein Kilometer. Ohne Gepäck sind es 1.200 Schritte. Dann summte ich die französische Nationalhymne. Warum gerade die, weiß ich nicht. Kilometerlang summte ich sie, immer wieder. So kam ich summend an einem Rastplatz vorbei, an dem die Wuppertaler eine Pause machten. Als sie mich später wieder überholten, grüßten sie nicht „buen camino“, sondern „bon jour“.

Die Strecke erschien mir wie eine Ewigkeit, obwohl sie deutlich kürzer war, als die am Vortag. Endlich erreichte ich El Burgo Ranero. Dort machte ich Schluss. Es gab nur eine kleine, ziemlich neue Herberge mit 28 Betten und genau gegenüber zwei Hostals. In einem davon

bekam ich ein Einzelzimmer. Und traf in der dazugehörigen Bar Heather aus Perth in Australien, die mich über eine Stunde in Englisch belegte und mit meinem schlechten Englisch eine Engelsgeduld hatte. Am Nebentisch hatte uns ein deutsches Pärchen zugehört und war belustigt über meine gestelzten Sätze und fürchterliche Grammatik. Nachdem mich Heather mit der Bemerkung erlöst hatte, dass sie noch einkaufen müsse, kam ich mit den Tischnachbarn, Jochen, einem Arzt aus Thüringen oder Hessen und Carola, einer Hotelangestellten aus Hornbach in der Pfalz, ins Gespräch. Ich hielt sie zunächst für Vater und Tochter, sehr zum Ärger von Jochen, während die Vermutung bei Carola Heiterkeit auslöste. Später traf ich in diesem traurigen Dorf, das mich ein wenig an Basthorst ohne Schloss erinnerte, einen Spanier, der recht gut Deutsch sprach. Er hatte in Wiesbaden gelebt und gearbeitet. Nach seiner Verrentung hatte er sich von seinem Ersparnen in El Burgo ein Haus gekauft und war traurig darüber, dass seine Frau und seine Kinder nicht zu ihm ziehen wollten. Ich habe es nicht übers Herz gebracht ihm zu sagen, dass ich für die Entscheidung seiner Frau und der Kinder vollstes Verständnis aufbrachte. Wer will schon Wiesbaden gegen Basthorst eintauschen?

Am Samstag, **19. Mai**, traf ich in Mansilla de Mulas ein. Die Wege bis nach El Burgo Ranero waren schon einsam und öde. Heute wurde der Weg noch einmal getoppt. 13 km nur selten irgendwo am Horizont ein Strauch. Keine Berge, an denen sich das Auge festhalten konnte. Alles im Dunst verschwunden. Der Camino mit der Reihe der frischgepflanzten Bäume, die am frühen Morgen noch keinen Schatten spendeten, verlor sich irgendwo im Feld. Die Gedanken schalten ab. Ich war froh, irgendwann anzukommen. Plötzlich und unerwartet tauchte das Dorf Reliegos auf. Man sah es erst 300 Meter vor dem ersten Haus, weil es sich in einer Senke versteckte. Eigentlich hatte ich vorgehabt, in der Bar in Reliegos eine Pause zu machen. Es gab aber keine freien Sitzplätze mehr. Vor dem Ausschank hatte sich eine lange Schlange von Pilgern gebildet, die alle nach Erfrischung lechzten und die einzige Bedienung kam mit den umfangreichen Bestellungen offenbar nicht klar. Es waren zwei französische Gruppen, die sich kurz vor meiner Ankunft hier zusammengefunden hatten. Die eine war den Weg über El Burgo Ranero, die andere den Alternativweg über Calzadilla de los Hermanillos gelaufen. Jetzt mussten sie sich gegenseitig lautstark ihre Erlebnisse erzählen. Zwei amerikanische Pilger hatten den gleichen Einfall wie ich und liefen weiter nach Mansilla de Mulas. Mit dem Quartier, das ich hier gebucht hatte, lag ich voll daneben. Es war ein schmutziges Hotel direkt an der Hauptstraße, gut einen Kilometer vom Stadtzentrum, der Plaza Mayor und der Pilgerherberge entfernt. Was aber noch viel schlimmer war, eine der beiden lauten französischen Pilgergruppen fiel wie ein Heuschreckenschwarm in mein Hotel ein. Ich flüchtete zu dem Wirt in die Bar, was meine Situation nicht wesentlich verbesserte. Der Mann war offenbar Fan des Stierkampfes und so durfte ich dieses blutige Spektakel am Fernsehen miterleben und die bewundernden Kommentare hören, wenn wieder ein Torero mit dem Degen einen vorher heftig gequälten Stier abstach. Ich flüchtete aus dem Hotel in die altertümliche Stadt, die fast in Gänze noch von einer mit Zinnen bewehrten Stadtmauer umschlossen wurde. Kaum war ich in der Stadt, kam ein Gewitter und der große Regen. Ich traf keinen einzigen deutschen Pilger und trottete in mein französisch besetztes Hotel zurück, um mich mit Stierkampf vertraut zu machen. Am Abend telefonierte ich lange mit Karin, um so meine langsam in den Gemütskeller sinkende Stimmung aufzubessern. Wie schon in den Tagen zuvor war ich unendlich froh, auf meine Frau gehört und ein Handy mitgenommen zu haben. Ich erzählte ihr, dass ich am kommenden Tag Leon erreichen und in drei Tagen die flache Meseta hinter mir liegen würde. Aber ich wusste noch nicht, ob es weiterginge. Zwar hätten bis hierhin meine Füße und Beine gut gehalten. Nur zwei kleine Blasen, keine Muskelschmerzen, kein Wolf. Was möglicherweise auch daran läge, dass ich Füße und Schritt jeden Morgen mit Hirschtalg eincremte und eine Magnesiumpille zusammen mit meiner Frühstücksbanane zerkaute. Aber mir fehlten die Kontakte zu anderen deutschen Pilgern. Ich erzählte von meinen Zweifeln, ob ich durchhalten würde. Nicht wegen physischer Probleme, eher wegen psychischer. Es waren die täglichen Banalitäten, mit denen ich Karin zutextete. Karin machte mir Mut, gab mir die Kraft durchzuhalten. Beruhigt schief ich ein, um nach zwei oder drei Stunden erschreckt aufzuwachen, weil die Franzosen ihre Feier beendet hatten und mit mäßig gutem, dafür um so lauterem Gesang zu ihren Zimmern

strebten. Sie besichtigten ausgiebig jedes einzelne Zimmer. Bis der letzte Franzose Ruhe gab, war ich wieder hellwach.

In Leon am **20. Mai** angekommen, musste ich feststellen, dass die Menschen unfreundlicher waren, als auf dem platten Land. Offenbar färbte das auch auf die Pilger und auf das Wetter ab. Es regnete in Strömen. Ich hatte den ersten richtigen Durchhänger. Man konnte kaum heraus und die Stadt besichtigen. Für den Abend hatte ich mich im Cafe gegenüber der Kathedrale mit der netten Pilgerin aus Australien verabredet, die ich schon in El Burgo Ranero getroffen hatte. Heather war extra um die halbe Welt geflogen, um den Jakobsweg zu laufen. Sie wollte ihren 60. Geburtstag unbedingt am Cruz de Ferro feiern. Lange konnte eine solche Feier nicht dauern, denn sie musste um 22 Uhr immer wieder in der Herberge sein, weil die um diese Zeit schloss. Heather war im Gegensatz zu mir ganz versessen darauf, immer in den Pilgerherbergen zu übernachten. Sie fand das crasy. Ich auch, deshalb übernachtete ich lieber in einem Hostal. Aber auch da hatte man nicht immer Glück, wie ich ja von Mansilla noch gut in Erinnerung hatte. Weil ich nicht mehr schlafen konnte, war ich um halb sechs schon losgestieft, kam aber nur bis Puente de Villarente, als der Regen wieder einsetzte, der mich und viele andere in den Bus trieb. Wir waren dann natürlich schon um 10 Uhr in Leon, aber wenigstens trocken über den Weg gekommen. In Leon absolvierte ich die Pilgerpflichtbesuche in der Kathedrale und in der Innenstadt. Dabei entdeckte ich einen Laden mit dem Namen "El Gnomo" –Der Zwerg-, in dem es unendlich viele Zwerge in den unterschiedlichsten Ausführungen gab. Nur unseren „El Gnomo magico“, den wir zu Hause „Zwerg Laurin“ nannten, kannte dort keine der Verkäuferinnen. Bei der Beschreibung verließ ich mich nicht auf mein Spanisch, sondern malte meinen Wunsch auf einem Zettel. Ich zog also unverrichteter Dinge wieder ab.

Am **21. Mai** wollte ich bis Hospital de Orbigo und hoffte darauf, dass es trocken blieb. Die Hoffnung trog. Es war kalt und goss wie aus Eimern. Im Hotel sah ich den Wetterbericht im Fernsehen. Es wurde keine Hoffnung auf Besserung gemacht. Über Spanien drehte sich ein Regentief und bewegte sich nicht von der Stelle. Enttäuscht trottete ich durch den Regen zur Estation de Autobuses, löste eine Fahrkarte bis Hospital de Orbigo und hoffte, von dort wenigstens ohne Regen weiterlaufen zu können. Der Bus war voll mit Pilgern. Einige kannte ich, weil ich sie schon vorher irgendwo und irgendwann getroffen oder gesehen hatte. Die größte Anzahl machten Neupilger aus. Diesmal keine Baden-Württemberger, sondern Österreicher, die über Madrid nach Leon geflogen waren, mit dem Bus bis Astorga weiterfahren, um von dort die letzten 250 Kilometer zu laufen. In Hospital de Orbigo hatte der Regen noch nicht aufgehört, aber er war deutlich schwächer geworden. Ich lief weiter die Alternativroute entlang der Nationalstraße und begann, mit dem heiligen Jakobus zu schimpfen. Er möge mit seinen willigen Pilgern endlich ein Einsehen haben und den Regen einstellen. Es reiche nun wirklich. Nach gut drei Kilometern, auf der Höhe von Santibanez, hörte der Regen tatsächlich auf. Ich bedankte mich und versprach, in Astorga eine Kerze anzuzünden.

Am Crucero de San Toribio sollte es einen schönen Blick auf Astorga und die Montanas de Leon geben. Ich sah nichts außer grauen Wolken und Dunst. Deshalb stapfte ich misstrauisch weiter nach Astorga. Bisher war die Strecke relativ flach gewesen. Hinter Astorga aber begannen die Berge und morgen früh sollte es bis Rabanal nur bergauf gehen. Dort wollte ich übernachten und dann am Mittwoch zum Cruz de Ferro auf dem höchsten Punkt des Camino sein, um den Stein aus dem Garten, den ich seit Beginn mitgeschleppt hatte, unter dem Kreuz auf dem großen Haufen ablegen und weiter nach Molinaseca zu laufen. Alles in Allem kam ich gut voran und war schneller, als ich mir das vorgestellt hatte. Das lag natürlich auch daran, dass einige Strecken mit dem Bus zurückgelegt worden waren.

War es vorher auf dem Camino schon voll, dann wurde es jetzt noch deutlich voller. In Astorga traf ich überraschend Marianne wieder, die ich zuletzt kurz hinter Fromista gesehen und wegen ihrer Verletzung bedauert hatte. Die rüstige Dame stammte aus Bad Zwischenahn und war am 21 April in St. Jean Pied de Port gestartet. Wir gingen ins Hotel Gaudi und tranken dort Kaffee. Sie erzählte mir, dass sie in Poblacion de Campos wegen ihrer Achillessehne abgebrochen und dann mehrere Tage im Krankenhaus in Leon und im Centro de Sa-

lud in Astorga verbracht hatte, um sich zu schonen. Aufgeben kam für sie nicht in Frage. Sie wollte morgen auch bis Rabanal gehen. Es war immer wieder ein Erlebnis, wenn man auf nette Mitpilger traf, die einen schon von früheren Begegnungen her kannten. Sie wohnte im Wohnheim der Nonnen neben der Kathedrale und ich war nebenan im Heim für emeritierte katholische Priester untergekommen.. Ehe ich es vergesse: Astorga war mit Abstand die schönste Stadt, die ich bisher in Spanien kennen gelernt hatte. Sie erinnerte mich ein wenig an Münster/ Westf., war auch Bischofsstadt, aber deutlich kleiner und hatte keine Universität, dafür ein großes Priesterseminar. Die Spezialität der Stadt war an den Geschäften zu erkennen. Schokoladenläden wechselten mit Fleischerläden mit Wurst und Schinken ab.

Es war schon ein hartes Stück Pilgerweg am **22. Mai** von Astorga hoch nach Foncebadon, über das Cruz de Ferro und hinunter nach Ponferrada. Alle Pläne, wie schnell oder langsam der Weg für den Flachländer ohne Alpenvereins erfahrung zu machen sei, waren für den Müll. Das Wetter setzte die Grenzen. War der Weg von Astorga nach Rabanal del Camino noch so leicht ansteigend, dass er in einem guten 4,5er Schritt durchzuhalten war, wurde es hinterher deutlich anstrengender. Ich hätte gerne zwei oder drei Tage Pause im Kloster in Rabanal gemacht. Das wurde angeboten. Leider hatten die Mönche von dem kleinen Benediktinerkloster gerade Urlaub. Es war keiner da und so fielen sowohl die geplanten Exerzitien, als auch die Pilgervesper mit gregorianischem Gesang wegen Priestermangel aus. Vielleicht lag es daran, dass in der kleinen Kirche aus dem 10.Jhdt. Ausgrabungsarbeiten durchgeführt wurden. Unter dem Hauptschiff waren alte Steinsärge aber auch Oberschenkel-, Oberarm- und Schulterknochen ohne Sarg zu sehen. Bei dem schummrigen Licht in der Kirche nichts für sensible Gemüter.

In der Nacht zum **23. Mai** tobte in den Bergen der Margarateria rund um Rabanal ein schweres Gewitter. Ich hatte in meinem Hostel ein Dachzimmer mit schrägem Fenster. Als ich durch das Krachen und den platschenden Regen wach wurde, befürchtete ich, die Hagelkörner könnten die Scheibe zerschlagen. Aber es ging gut. Am Morgen regnete es nicht mehr und frohen Mutes begann ich mit dem Aufstieg zum Cruz de Ferro. Der Anstieg von 8 km wurde von mir auf Grund der Ratschläger erfahrener österreichischer Alpenwanderer langsam und mit kleinen Schritten begonnen. Als ich allerdings eine neue Regenfront von Astorga Richtung meiner Wanderstrecke ziehen sah, wurde mein Schritt deutlich schneller. So schnell bin ich noch nie einen Berg hinaufgelaufen. Und trotzdem hat es nicht gereicht. Gut 500m vor Foncebadon, ich sah die Häuser schon vor mir, wurde ich geduscht. So schnell konnte ich meinen Regenponcho gar nicht aus seiner Verpackung ziehen, wie das Wasser vom Himmel kam. Unterstellmöglichkeiten gab es nicht. Ich stand mitten auf der Straße. Grinsend fuhren einige spanische Bauarbeiter in ihren Fahrzeugen an mir vorbei. In der Hektik vergaß ich bei dem Poncho das Schutzfach für den Rucksack aufzuziehen. Also, wieder runter mit dem Regenschutz, Rucksackfachfach öffnen und alles noch mal von vorn. Zur schweißnassen Kleidung kam jetzt auch noch die Regennässe. In der kleinen Kaffeebar in Foncebadon wurde ich von anderen Pilgern, die dort übernachtet hatten, mitleidig angesehen. Nach 30 Minuten war die Dusche vorbei. Die anderen gingen mit trockenen Sachen, ich mit nassen in der Hoffnung, der starke Wind möge sie trocknen. Tat er aber nicht, denn es zog dichter Nebel auf. Um ein Haar hätte ich das Cruz de Ferro verpasst. Oben auf dem Steinhaufen, direkt am Kreuz sah ich Marianne, wie sie ihre Mitbringsel sehr würdig ablegte, einen Moment verharrte und dann auf der anderen Seite im Nebel verschwand. Ich musste einen Moment warten, weil eine Gruppe italienischer Radpilger ihre Erinnerungsfotos machen wollten. Dann kam ich an die Reihe. Stein ablegen, einen Pilger aus Italien bitten, ein Beweisfoto zu machen und weiter ging es. Wie gern hätte ich einige Zeit hier verbracht und den Augenblick genossen. Aber in dem herrschenden Nebel mit Nieselregen gab es nichts zu genießen. Der Abstieg hatte es in sich. Die Wege waren keine Wege, sondern Schotterpisten mit rutschigen Felsen durchsetzt. Kurz vor der kleinen Pilgerherberge von Manjarin, die von einem selbsternannten Templer geführt wurde und die ebenfalls eine Naturherberge, wie die in San Bol war, hörte der Regen auf. Eine Pause war aber nicht möglich. Die winzige Herberge war proppenvoll. Die lustigen Schilder mit den Kilometerangaben für Mexiko, Jerusalem und Rio de Janeiro erheiterten mich nur mäßig. Aber es regnete ja nicht mehr. Also schlug ich den Poncho zurück, stemmte mich in meine Wanderstöcke und stapfte weiter

bergauf zur Passhöhe Cerezales, der mit 1.532 m höchsten Stelle des Camino. Kurz vor der Höhe traf ich auf Marianne und wir beschlossen, den Rest des Weges gemeinsam zurückzulegen. Es wurde ein steiler Abstieg nach El Acebo. Mitten in diesem steilen Abstieg kam ein neues Gewitter. Wieder den Poncho raus, diesmal mit Rucksackfach und im strömenden Regen durch El Acebo durch. Eine Minute gönnten wir uns Pause an dem Mahnmahl für einen tödlich verunglückten deutschen Radpilger, dann ging es auf einer Asphaltstraße weiter Richtung Riego de Ambros. Eigentlich hatte ich noch 15 km weiter bis Ponferrada laufen wollen, aber es war nicht möglich, da sich der Camino in einen reißenden Wildbach verwandelte. Trotz Regengamaschen waren die Schuhe nass und die Beine klamm. Außerdem setzte Sturm ein und die Blitzeinschläge kamen immer näher. Hinzu kam, dass ich mir bei einem falschen Tritt im Abstieg nach El Acebo offenbar die Leiste gezerrt hatte. Marianne hatte vorab in Riego eine Pension gebucht. Dorthin wanderten wir und es gab tatsächlich für mich auch noch ein kleines Zimmer.

Am anderen Morgen, es war der 24. Mai wanderte ich vorsichtig wieder los. Das Wetter, obwohl im Fernsehen als schlecht angekündigt, war gut. Der weitere Abstieg über den noch immer schlammigen und rutschigen Camino bis Molinaseca, war zwar landschaftlich wunderschön, wurde aber noch einmal hart. Meine Leiste machte mir zu schaffen und jetzt kam auch noch das rechte Knie dazu. Ich begann zu humpeln. Von Molinaseca ging es acht Kilometer auf dem Bürgersteig neben der viel befahrenen Nationalstraße weiter und in Ponferrada hatte ich mich dazu durchgerungen, mindestens einen Tag Pause zu machen, um meine Leiste auszukurieren und es mir gut gehen zu lassen. Ich war ohnehin zu schnell. In dem schönen Städtchen Ponferrada hatte ich ein Hotel direkt in der Altstadt. Es gab Trubel und eine beeindruckende Ausstellung über den Camino. Für Pilger war der Eintritt sogar frei. Dominierend war die große, alte Templerburg.

Am zweiten Abend erlebte ich ganz in der Nähe meines Hotels vor einer Altstadtkneipe ein Freiluftkonzert eines spanischen Liedermachers mit Freibier und Freitapas. Fast hatte ich es geahnt. Die Veranstaltung mit Freibier war den drei Bundeswehroffizieren auch zu Ohren gekommen und so standen sie nicht weit von mir entfernt und äugten misstrauisch zu mir herüber. Der offenbar Dienstgradhöchste, ich schloss das aus dem peinlich wirkenden, fast schon devot zu nennenden Verhalten der anderen ihm gegenüber, war mir äußerst unsympathisch, was offenbar auf Gegenseitigkeit beruhte. Während beim Abschied die anderen meinen Gruß erwiderten, ignorierte mich der Älteste. Mariannes Spur verlor sich in Ponferrada. Sie hatte in der Stadt Mitpilger getroffen, mit denen sie zusammen in St. Jean gestartet war und wurde von mir erst wieder in Santiago gesehen. Die Templerburg wurde gerade umfassend restauriert und war leider nicht zu besichtigen. Nur außen konnte man um die beeindruckende Burg herumgehen.

Nach meinem Erholungstag fuhr ich am 26. Mai mit dem Bus 15 km bis nach Cacabelos. Um ein Haar hätte ich bei einem Zwischenstopp meinen Rucksack verloren, den ein anderer Pilger aus dem Gepäckfach genommen und auf die Straße gestellt hatte, um an seinen dahinter liegenden Rucksack zu kommen. Er lud ihn nicht wieder ein und ging seines Weges. Nur ein zufälliger Blick von mir auf die Straße konnte das Missgeschick verhindern. Ein lautes „Alto“ –Halt- ließ den Busfahrer wieder anhalten und ich konnte meinen Rucksack sichern. Von Cacabelos wanderte ich über Villafranca in das Valcayet. Ich reihte mich ein in eine unübersehbare Schlange von Pilgern. Es war ein richtiger Ameisenweg durch das Tal. Der Weg war durch Betonteile von der Fahrbahn abgetrennt und so deutlich sicherer geworden.

In Vega de Valcare kam ich an der Herberge vorbei, die von brasilianischen Hospitaleras betreut wurde. Eine Vielzahl junger männlicher Pilger tummelte sich auf dem Gelände und versuchte, die drei oder vier Brasilianerinnen zu beeindrucken. Das war kein Ort für mich zum Übernachten. Deshalb machte ich mich wieder auf den Weg. Bis Ruitelan fand ich in keiner Herberge mehr einen freien Platz. Ich war ein wenig sauer, denn die Herbergen waren durch viele Radpilger bereits belegt, die ja eigentlich erst dann ein Bett bekommen dürfen, wenn keine Fußpilger mehr kommen. An diese Regel hält sich aber offenbar niemand mehr. Also wanderte ich auf der Straße weiter Richtung Passhöhe Piedrafita. Der Anstieg war nicht

sehr steil, trotzdem nahm ich das Angebot an, die letzten fünf Kilometer in einem Wohnmobil aus Belgien bis zur Passhöhe mitzufahren. In einer kleinen Pension in dem schmucklosen Bergdorf, in dem alle Balkone verglast waren, verbrachte ich die Nacht. Da ich bisher noch keine nennenswerten Probleme mit meinen Füßen gehabt hatte, schnitt ich mir in einem Anflug von Euphorie die Fußnägel mit einem Nagelknipser und knipste so nebenbei in die Nagelhaut. Es blutete ein wenig und ich stillte die Blutung mit Spucke und klebte mit einem Pflaster ab. Davon hatte ich ja noch genug, weil bisher nicht gebraucht.

Der nächste Tag war Sonntag, der **27. Mai**. Er begann mit Nebel und endete mit Regen. Aber der Reihe nach. Es war kalt, als ich um halb sieben Uhr startete. Die Straße, auf der ich die sieben Kilometer von Piedrafita nach OCebreiro wanderte, verlor sich in Windungen im Nebel. Gelegentlich fuhr ein Fahrzeug, ohne mich zu beachten, an mir vorbei. Etwa die Hälfte war geschafft, als der Regen einsetzte. Gleichmäßig rauschte er auf mich herunter. Inzwischen hatte ich Übung mit meinem Regenponcho. Trotzdem war ich durchnässt, als ich im Bergdorf OCebreiro ankam. In einer Bar wärmte ich mich auf und traf zu meiner Überraschung auf Carola, die bereits am Vortag den Berg hinauf gewandert war und oben übernachtet hatte. Für ihren Wanderbegleiter Jochen war sie zu langsam und so hatte er sich bereits vor zwei Tagen separiert und war schon Richtung Samos weitergelaufen. Sie hatte sich aber am Vorabend mit zwei anderen Pilgern bekannt gemacht, die sie mir jetzt als Michael aus Düsseldorf und Christof aus Hamburg vorstelle. Ich begrüßte die beiden artig, die sich auch nicht aufhalten ließen und ihr Bündel schnürten, um durch den Regen Richtung Triacastela zu laufen. Ich brauchte Zeit, um mich aufzuwärmen und mein Frühstück einzunehmen. Kaffee con Leche und ein Bocadillo con queso, wie gehabt. Durch das Fenster sah ich Carola mit ihren zwei Männern im Nebel verschwinden. Zwei deutsche Pilgerdamen am Nebentisch überlegten, ob sie bei dem Dreckwetter nicht besser ein Taxi bestellen sollten, das sie trocken nach Triacastela bringen könnte. Der Gedanke war verlockend und einen Moment schwankte ich, ob ich mich nicht anschließen sollte. Dann aber obsiegte mein Pilgerwille. Ich wollte zu Fuß weiter. Nach gut einer Stunde sattelte ich mich wieder auf, warf den Poncho über und schritt, ohne weiter auf den Weg zu achten, mit kräftigem, gestärkten Schritt auf der Straße den Berg hinauf. Der Nebel wurde dichter. Die Straße wurde einsamer. Es nagten leichte Zweifel, ob ich richtig war. Schon lange hatte ich keinen gelben Pfeil mehr gesehen. Nach gut drei Kilometern kam von vorne ein Auto. Es hielt und der Fahrer machte mir wort- und gestenreich klar, dass ich auf dem falschen Weg sei. Ich müsse zurück und irgendwann durch einen Waldweg den Berg wieder hinunter. Es regnete weiter ununterbrochen heftig und wenn ich gehofft hatte, die mitleidige Seele würde mich bis zu dem Abzweig in seinem Auto mitnehmen, so wurde ich bitter enttäuscht. In einem Abstand von gut 50 m fuhr der Spanier langsam vor mir her. Blieb an dem Abzweig stehen, wies mir mit der Hand den Weg und verschwand dann im Schneeregen, in den der Landregen inzwischen übergegangen war. Auch der Wind hatte sich zum Sturm gemausert. Ich befand mich offenbar jetzt auf der Wetterseite des Berges.

Ab Linares, kurz vor dem Alto San Roque, lief ich also im Schneeregen, Regen und Sturm. Innerhalb von Minuten war alles durchnässt, weil der Sturm den Regenponcho anhob und das Wasser gleichmäßig darunter verteilte. Dazu kam der Schweiß. Die Wege waren schlammig, die Kälte kroch durch alle Glieder. Nur schemenhaft sah ich das Pilgerdenkmal am Alto de Poio. Ich wechselte von der parallel laufenden Straße auf den Camino und wieder zurück. Je nach Wegebeschaffenheit. Im Nebel wurde Fonfria passiert. Das für mich dreckigste Dorf auf dem Camino. Schlamm, Kuhscheiße, Schafsköttel, Regen, Stroh, pisende Hunde ohne Zahl und dazwischen eine Bauersfrau, die den vorbeihastenden Pilgern eine Tortilla anbot. Ich mochte bis Triacastela nichts mehr zu essen. Kurz hinter Fonfria ließ aber wenigstens der Schneeregen nach, dafür blies der Wind noch etwas stärker. Der Weg war teilweise unerträglich schlammig, weil die Kuhherden ihn zertrampelt und der Regen ihn aufgeweicht hatte. Zu einem Spitzentanz in Wanderstiefeln geriet die Passage einer Straßenerweiterung. Als ich um halb drei Uhr in Triacastela ankam, hatte ich über 30 Kilometer berauf und bergab in den Beinen auf total schlammigen Wegen, wo mir berauf das Wasser entgegengekommen und bergab das Wasser mit Kuhschiete in die Hacken gelaufen war. Meine gestrige Fußpflege rächte sich auf diesem Horrortrip fürchterlich. Der Zeh hatte sich

entzündet und tat fürchterlich weh. Ich wollte in Triacastela eine Farmacia aufsuchen, um entzündungshemmende Tinktur zu kaufen. Aber es gab in dem kleinen Ort weder eine Farmacia, noch einen Arzt. Am Abend humpelte ich in die Pilgermesse und traf alte Bekannte. Da war die Deutsche aus Neukaledonien, die ich am Anfang meiner Reise in Maneru kennen lernte. Ich traf Heather und einen Thüringer, der mir in der Meseta durch seinen raumgreifenden 7er Schritt aufgefallen war und eigentlich schon viel weiter sein musste. Und natürlich traf ich Carola mit ihren zwei Begleitern. Sie wohnten in der gleichen Pension. Wir gingen zusammen zum Essen und verabredeten uns für die nächsten Etappen. Danach hatte ich das Bedürfnis, in die Pilgermesse zu gehen. Die Pilgermesse in der kleinen Kirche mit 60 Sitzplätzen war die beeindruckendste Messe, an der ich auf diesem Wege teilgenommen hatte. Lag es an der anstrengenden Etappe oder war es Zufall, ich weiß es nicht. Die Kirche war voll. Bis auf den letzten Platz besetzt. Der Pastor kam mit einem Stapel Papier in die Kirche, begrüßte jeden Anwesenden und fragte nach seiner Herkunft. Dann suchte er in dem Stapel Papier ein Blatt in der jeweiligen Landessprache und übergab es. Es waren Gedanken zum Sinn der Pilgerreise. Dann bat er zwei Sängerinnen aus Australien den Gottesdienst mit Kirchenliedern zu begleiten, was die beiden auch taten. Es war schon ein Erlebnis, als in der kleinen katholischen romanischen Kirche im galizischen Bergland englische Kirchenlieder erklangen, natürlich a capella. Danach bat er einen Spanier, einen Briten, eine Italienerin, einen Niederländer und einen Deutschen nach vorn, damit die in ihrer Landessprache das Evangelium vortrugen. Nur ein Franzose traute sich nicht. Als während der Kommunion von den Australierinnen das Ave Maria gesungen wurde, konnte kaum jemand die Tränen zurückhalten. Das ging schon sehr ans Gemüt. Beim Hinausgehen gratulierte ich Heather nachträglich zu ihrem 60. Geburtstag, den sie in Rabanal gefeiert hatte. Leider war sie erst einen Tag nach mir dort eingetroffen. Sie hätte mich auf ihrer Feier vermisst, erklärte sie. Ich war wieder gerührt. Abends in der kleinen Privatherberge habe ich dann den Rat von Karin beherzigt, mir über den Zeh zu pinkeln, um die Entzündung zurückzudrängen. Alter Soldatentrick. Woher sie den wohl kannte. Zusammen mit ihren Reikienergien hat es geholfen. Heute Morgen war die Entzündung so gut wie weg und ich konnte nicht schnell, aber immerhin laufen. Allerdings nicht sehr weit.

Am nächsten Morgen, es war der **28. Mai**, kam ich gerade noch bergab bis zum Kloster Samos. Dann war Schluss. Jeder Schritt eine Qual. Für die Schönheiten der Umgebung und des Klosters hatte ich keinen Blick. Zusammen mit einem Pilger, der gestürzt war und sich möglicherweise das Handgelenk gebrochen hatte, fuhr ich in einem Taxi nach Sarria zum Centro de salud, um dort meinen Zeh verarzten zu lassen. Der Doktor war mäßig beeindruckt von meinem Leiden. Er drückte hier, tupfte da und schüttelte dann mit dem Kopf. Er gab mir Betaisodona zum einreiben, riet mir, den Zeh vernünftig mit Pflaster abzukleben, den Schmerz auszusitzen und morgen weiter zu laufen. Er werde mir deswegen nicht das Bein abnehmen. Dann war ich entlassen. Ohne eine Rechnung zu bekommen oder zu Kasse gebeten zu werden. Der Doc hatte lediglich meinen Pilgerpass sehen wollen, einen Blick auf die Stempel geworfen, dann war die Sache für ihn erledigt.

Als ich aus dem Centro de Salud zum Hotel zurückging, kam ich an einer Farmacia vorbei, an der ein digitales Thermometer hing. Spanien hatte ich mir wirklich in dieser Jahreszeit deutlich wärmer vorgestellt. Ich las mittags, um genau 12 Uhr, auf dem Thermometer: 12 Grad. Für die Jahreszeit deutlich zu kühl. Aber vielleicht wurde es ja am kommenden Morgen besser, denn dann sollte es auf die letzten 110 Kilometer zum nächsten Etappenziel Portomarin gehen. Es ging wieder über Berge und ich war gespannt, ob es dieses mal ohne Regen ablief.

Am **29. Mai** wurde die Kilometerzahl zweistellig. Zwischen Sarria und Portomarin, nahe dem Pueblo Brea, passierte ich den Kilometerstein mit der magischen 100. Kurz vorher begegneten mir auf dem Weg zwei Pilger, die mit einem Esel und einem zweirädrigen Karren unterwegs nach Santiago waren. Ansonsten war das heute ein Camino, wie ich ihn mir vorher immer vorgestellt hatte, in seichtem Auf und Ab auf gut präparierten Wegen mit feinem, gestampften Kies. Sehr angenehm für die geschundenen Füße. Natürlich gab es auch noch Steilstrecken und steiles Gefälle. Das unangenehmste befand sich kurz vor Portomarin, als

ein steiles Asphaltstück ausgerechnet mir Rollsplitt abgestreut worden war. Wer das angeordnet hatte, muss nicht richtig in der Birne gewesen sein. Das war weder für Autos, noch für Fahrräder und schon gar nicht für Fußpilger angenehm.

Die Zahl der Pilger auf den letzten 100 km hatte noch einmal deutlich zugenommen. Man sah es den Neueinsteigern an, dass sie erst in Sarria mit ihrer Wanderung begonnen hatten, denn sie schleiften ein Gepäck mit, das es einem Langzeitpilger grauste. Mit soviel Gepäck auf dem Rücken wären sie auf der bisherigen Strecke nicht weit gekommen und hätten einen großen Teil davon schon nach Hause geschickt. Kurz vor Portomarin standen zwei deutliche, sehr mütterlich aussehende Frauen – vermutlich Mutter und Tochter – konsterniert auf dem Weg im gerade wieder einsetzenden Regen und wussten nicht, wie sie sich schützen sollten. Die beiden Damen hatten mit geschätzten 12 –15 kg, deutlich zu viel Gepäck mit und gifteten sich gegenseitig an, weil es nicht richtig vorwärts ging. Auch wenn es arrogant klingen mag, den Langstreckenpilgern sah man ihre Erfahrung an. Die Kurzzeitpilger gingen zu spät aus ihren Quartieren los – ein Fehler, den die Langstreckler lange hinter sich hatten – und irrten später in Portomarin herum, weil die Quartiere alle schon besetzt waren.

Aber zurück zum Weg. Für mich war der Weg von Sarria nach Portomarin die bislang schönste Etappe. Auch landschaftlich. Sie erinnerte mich ein wenig an die Eifel in der Nähe von Monschau oder auf der belgischen Seite. Der Schiefer, die kleinen Natursteineinmauern, die Hecken. Dazwischen Kühe auf ihren Weiden. Wenn die Regenschauer nicht gewesen wären, hätte ich den Weg komplett genießen können. Mein Zeh machte Gott sei Dank kaum Probleme. Erst beim steilen Abstieg nach Portomarin tat er wieder höllisch weh und ich suchte dort noch einmal den Arzt auf. Die Behandlung war wieder gratis, aber dafür kurz. Ein kurzer Blick, ein verständnisvolles Nicken, dann gab es Betaisodona zum Desinfizieren und den Rat, ich möge das Körperteil morgen gut verpacken. Wenn ich mich vorsehen würde, wovor sagte er nicht, käme ich damit ohne Probleme bis ans Ziel. Außerdem sei es ja auch nicht mehr sehr weit.

Die Etappen wurden von Tag zu Tag länger. Zum einen war Santiago jetzt wirklich greifbar nahe und zum anderen war die Mehrzahl der Langzeitpilger das Laufen leid und wollte endlich am Ziel ankommen. Ich teilte mir meine Etappen jetzt so ein, dass ich ohne Probleme gut 6-7 Stunden lief und dann mein vorgebuchtes Quartier bezog. Das Vorbuchen hatte den Vorteil, dass man nicht rennen musste, um noch ein Bett zu bekommen. Hatte aber den Nachteil, dass die Etappen festlagen. In dem einen oder anderen Fall hätte ich dann doch noch gerne ein paar Kilometer draufgepackt, um aus dem Pulk zu entkommen. Denn seit Sarria gab es eine große Anzahl von Lautschwätzern. Hauptsächlich Spanier, die in Gruppen liefen und sich gegenseitig irgendwas erzählen mussten. Und das alle gleichzeitig. Das ging nur laut, sonst wäre man ja Gefahr gelaufen, von den anderen nicht verstanden zu werden. Wenn eine derartige Gruppe von hinten auflief, machte ich Pause und wartete, bis sie im nächsten Eichenwald verschwunden waren. Das klappte aber nur bedingt. Die Gruppe machten öfter Pause als ich, so dass ich nach kurzer Zeit wieder an ihren vorbeigelaufen war. Und es gab etliche Gruppen, die hintereinander unterwegs waren. Ach ja, Wald. Es waren auf dem Weg tolle Eichenwälder mit uralten Eichen und baumhohen Ginster. War einfach beeindruckend der Weg. Die Städte oder Orte in der Provinz Galizien waren allerdings bisher öde. Zum 3. Mal in Folge musste ich in einem Kaff übernachten. Portomarin soll vor einigen Jahren neu gebaut worden sein, da das alte Dorf im Stausee versank. Die Bewohner setzen alles daran, das neu gebaute Dorf in kürzester Zeit wieder in den Zustand des alten zu versetzen. Am Abend traf ich in der Bar neben dem Ayuntamiento, die von einem Spanier geführt wurde, der bis vor wenigen Jahren noch eine Kneipe in Frankfurt besessen hatte und hervorragend deutsch sprach, Carola mit ihren zwei Männern. Es wurde ein amüsanter Abend in dessen Verlauf wir feststellten, dass wir bis Santiago zwar alle einzeln liefen, aber jeden Tag die gleichen Quartiere vorgebucht hatten. Die Nacht schlief ich schlecht, was wahrscheinlich an den guten Gambas mit unglaublich viel Knoblauch und an den zahlreichen leckeren Weinchen lag, die wie hingezaubert immer wieder auf dem Tisch standen.

Die Strecke am 30. Mai von Portomarin nach Palas de Rei, Melide und weiter nach Arzua erschien anfangs öde, was an einer unendlich langen Steigung, dem Weg direkt neben der Nationalstraße und natürlich nicht zuletzt an dem Regen und Sturm lag, der zumindest bis kurz vor Mittag das Wandern sehr erschwerte. Ich musste mich heute um halb sieben richtig zwingen aufzustehen, um loszulaufen. Der vierte Tag in Folge, der mit Regen begann. Und dann hatte ich den Eindruck, dass es heute nur bergauf ging. Gut, zwischendurch kam mal ein steiler kurzer Abstieg, dann ging es aber wieder bergauf. Nach der nächsten Biegung? Bergauf. Noch eine Biegung. Bergauf. Ein Dorf kam und dahinter ging es bergauf. Ich war es bald so leid. Aber irgendwie schaffte ich es doch. Der Knoblauch vom Vorabend hatte so gut nachgewirkt, dass auf dem Ameisenweg alle hinter mir Laufenden plötzlich an Tempo zulegten und, nachdem sie mich passiert hatten, wieder in ihren alten Trott verfielen.

Unterwegs gab es einige interessante Bars. Unter anderem die Bar „Tres alemanes“ – Drei Deutsche-. Ich hatte, wie einige andere deutsche Pilger auch, erwartet, dass dort Deutsch gesprochen wurde, was aber nicht der Fall war. Vielleicht waren vor Jahren dort mal drei deutsche Pilger gleichzeitig eingekehrt, was zur Namensgebung geführt hatte. Wenige Kilometer später rastete ich noch einmal in der Bar von Morgade, in deren Nähe sich eine kleine ehemalige Kapelle befindet, in der Pilger Zettel oder Steine mit Adressen, Namen, Bildern und Wandmalereien hinterlassen. Kurz danach passierte ich einen interessanten Gedenkstein für ein Pilger Guillermo Watt, der an dieser Stelle seine Pilgerreise auf ewig beendet hatte. Ihm war eine Gedenktafel mit Namen und die Nachbildung seiner Schuhe in Bronze an den Weg gestellt worden und mancher Pilger legte dort ein Feldblümchen ab. Zwischendurch kamen einige wirklich üble Wegstrecken. Aus kleinen Quellen floss das Wasser zwischen den Steinen den Hang hinunter und mit etlichen Steinplatten war der Weg so befestigt worden, dass ihn die Pilger einigermaßen trockenen Fußes bewältigen konnten.

Endlich war Palas de Rei erreicht. Von hier waren es nur noch 66 km bis Santiago. Ich hatte im Hotel Casa Benilde ein Einzelzimmer gebucht. Es war einsame Spitze. Für Pilger kostete das Zimmer 20 Euro und hatte alles, was das Pilgerherz beehrte. Das war zwar inzwischen nicht viel, aber das, was da ist, wurde genossen. Sogar eine Minibar mit vernünftigen Preisen, eine Waschmaschine mit Trockner und Internet gratis. Vor allem gab es eine sehr freundliche Rezeption. Machte richtig Spaß, dort zu übernachten. Vor allem, weil am nächsten Morgen ein langer Marsch bevorstand. 10 Berge und 29 km waren auf dem Weg nach Arzua zu überwinden. Die Berge sicherlich nicht mehr so hoch wie bisher, aber sie würden mit Sicherheit spürbar sein.

Aber Palas de Rei wartete noch mit einer Überraschung auf. Direkt nach meiner Ankunft hatte ich einen richtigen Japp auf einen Hamburger. Kein Pulpo, kein Bocadillo, keine Tapas, nein, einen richtigen Hamburger. Nun gibt es in Spanien kaum McDonald oder Burger King, sondern Bars, in denen Hamburger angeboten werden. Einem Freund kulinarischen Genusses dreht sich dabei der Magen um, aber mir war einfach danach. Also suchte und fand ich in Palas de Rei eine Bar, gegenüber dem Ayuntamiento. Hamburguesas stand an der Tür. Ich hinein und einen Hamburguesa completo bestellt. Ein altes Mütterchen, offenbar nicht mehr guten Auges, stellte nach wenigen Minuten den gewünschten Fleischklops im Brötchenmantel mit Salat, Zwiebeln, Tomaten und Käse vor mir auf den Tresen. Dann kramte sie nach Ketchup. Alle Flaschen, die sie aus der Kühltruhe holte, waren leer. Warum leere Ketschupflaschen in die Tiefkühltruhe gestellt wurden, erschloss sich mir nicht. Aber es musste bestimmt einen Grund haben. Es waren nämlich insgesamt 4 leere Flaschen, die sie nacheinander hervorzauberte. Sie fragte mich, ob ich noch immer Ketchup wollte. Ich bestand auf Ketchup. Daraufhin schlurfte Mütterchen in die Küche und kam nach wenigen Minuten mit einem roten Aufrissbeutel zurück. Ich passte nicht auf, weil in genau solchen Beuteln auch in Deutschland portionierter Ketchup in vielen Gaststätten ohne Stern angeboten wurden. Mütterchen riss den Beutel auf, klappte mir mit zwei Fingern den Deckel vom Fleischklops und drückte mit Schwung den Inhalt des Tütchens auf den Salat. Ein bläuliches Gel lief dekorativ zu allen Seiten den Hamburger hinunter. Zu meinem und Mütterchens Entsetzen. Anstatt Ketchup hatte sie offenbar ein rotes Tütchen mit Haarshampoo erwischt. Mein nach der ersten Überraschung brüllendes Gelächter alarmierte die an den

Nebentischen Domino o.ä. spielenden Männer und Ruck Zuck dröhnte die Bar vor Lachen. Mütterchen verzog peinlich berührt das Gesicht und rannte, von ihrem Enkel unterstützt, schnell mit dem shampooierten Hamburger zurück in die Küche, um nach wenigen Minuten einen Neuen, samt einer neuen Flasche Ketchup vor mir auf den Tisch zu stellen. So passiert in Palas de Rei am 30.05.2007.

Der Mai endete so, wie er begonnen hatte. Mit Regen. Dabei hatte ich so gehofft, endlich einmal ohne Regen loslaufen zu können. Aber Pustekuchen. Also, sofort unter den Poncho und ab auf den Weg. Um halb sieben Uhr startete ich am **31. Mai** und war beileibe nicht der Erste. Da es die ersten Kilometer leicht bergab ging, verlief der Marsch ganz zügig. Außerdem waren die Wege in einem ausgezeichneten Zustand. Heute war zu merken, dass wir auf den letzten 100 km dies Camino waren, in der vornehmlich die Spanier ihren Pilgermarsch machten. Die Bars, in denen man rasten konnte, lagen deutlich enger beieinander, was den Vorteil hatte, dass auf das Mitschleppen von Wasser verzichtet werden konnte. Das machte das Gepäck um mehr als ein Kilo leichter.

Die Gegend war landschaftlich schön und erinnerte heute ein wenig an die Hochfläche des Odenwalds oder Nordschwarzwalds, genannt "Badisch Sibirien". So kalt war es hier auch heute wieder. 11 Grad stand an einer Farmacia in Melide, mittags um 11 Uhr, auf dem automatischen Thermometer. Kurz vorher hatte ich die kleine Kirche in Furelos aufgesucht, wo ich vom Pfarrer, der vor der Kirchentür stand, vorbeikommende Pilger regelrecht einfiel und in seine Kirche bat, einen Sello in meinen Credential bekam. Der Regen strömte, mal mehr, mal weniger, aber bis Mittag ohne Unterlass. Den letzten Schauer fing ich mir in Boente ein. Ab da blies nur noch der starke Westwind und trocknete den Poncho wieder. Ach ja, was heute auffiel, waren die vielen Eukalyptusbäume, die den Pilger mit intensivem Duft begleiteten. Die Nase wurde richtig frei. Der Weg war gut gekennzeichnet, verlaufen konnte man sich nicht. Auch heute bemerkte ich wieder viele neue Gesichter und dem Elan nach Pilger, die erst vor wenigen Tagen eingestiegen waren. Sie gingen alle ganz lockeren Schritts die Steigungen hoch, wo unsereiner eher bedächtig schritt. Gleichwohl blieb meine Geschwindigkeit bei 4,5 km in der Stunde. Bergauf und bergab und das bei Regen, Starkwind und einer Etappe über 28 km. Ich war richtig stolz auf mich. Den schmerzenden Zeh hatte ich dick mit Compeedpflaster abgetapt. Er machte mir trotz der Nässe keine Beschwerden mehr. Was Besonderes zum Fotografieren gab es nicht. Die Orte waren unattraktiv und boten keine Besonderheiten wie in Navarra, Rioja oder Kastilien y Leon. Dafür war es hier ohne Ende grün und vor allem nass. Allerdings passierte ich zwischendurch immer mal wieder einen der interessanten Speicher, die auf Stelzen standen, um so vor Mäusen geschützt zu sein.

Der vorletzte Tag auf dem Pilgerweg hatte begonnen. Es war der **1. Juni** und ein Tag, der ohne Regen begann. Die 20 km Camino hatte ich richtig genossen und mich sogar dabei erwischte, wie ich wehmütig an einige zurückliegende Etappen dachte. Ich stellte fest, dass viel Unangenehmes schon wieder aus dem Gedächtnis verdrängt worden war. Dazu zählte der qualvolle Marsch über die Berge mit Regen, Sturm, Nebel, Kälte oder die Hitze in der Meseta mit immer wieder zuwenig Wasser. Oder der Anfang in Pamplona, mit Regen, Unwetter und einer dicken Erkältung. Oder die Rettung aus Übernachtungsnot durch die Damen der Reisegruppe aus dem Schwarzwald, die mich in ihrem Bus bis zum nächsten Ort mit freiem Quartier mitgenommen hatten. Oder die Etappe in den Oca-Bergen vor Burgos mit Schneereggen und Sturm oder die leichten Depressionen zwischendurch. Oder die Leistenzerrung und der entzündete Zeh. Weg. Alles weg. Alles verdrängt und nicht mehr wahr.

Obwohl am Morgen in Arzua im Nebel gestartet, gab es keinen Regen, sondern richtig schönes Laufwetter. Es war bedeckt, kaum Wind und die Steigungen und Abstiege waren erträglich. Auch der Weg. Bis auf wenige Teilstücke mit Schlamm und ein Stück bei Santa Irene direkt an der Nationalstrasse, konnte ich hervorragend laufen und es gab auch wieder etwas zu sehen. In den Mischwäldern aus Eichen, Kiefern, Eukalyptus und Esskastanien wurden Rinder gehütet. So richtig nach Altväter Sitte. Mit einem Hirten, der die zwischen den Bäumen äsenden Tiere bewachte.

Dann kam ich an den ersten Palmen und vereinzelt Bananenstauden vorbei, die sich mit Holunder- und Lorbeerbüschen abwechselten. Am Wegesrand wuchsen unzählige weiße Lichtnelken und roter Fingerhut, in den kleinen Tälern plätschern klare, eiskalte Bäche. Heute gab es ein beschwingtes Laufen. Ich hatte auch den Eindruck, dass alle Pilger freundlicher in die Gegend schauten. Zum ersten Mal haben mich auf den Weg reitende Pilger überholt. Eine Reitergruppe mit 8 Pferden kam vorbei, davor ein Pilger zu Fuß und zwei Fahrradpilger. Alle Pilgerarten auf einen ein Mal. Auch für Langzeitpilger ein seltener Anblick

Das Hotel OPino in Rua, kurz vor Pedrouzo, lag zwar direkt an der Nationalstraße, hatte aber einen schönen kleinen Garten, in dem wir uns nach getaner Pilgerarbeit zusammensetzten, Sidre tranken und unseren Spaß hatten. Zu uns hatten sich noch zwei Kurzpilger aus Hamburg gesellt, die von Sarria aus gestartet waren. Die beiden von Witzleben, Enkel oder Großneffen des im 3. Reich als Widerstandskämpfer hingerichteten Feldmarschalls von Witzleben, waren so ungleiche Brüder, wie das nur sein konnte. Der eine zurückhaltend und leise, der andere aufdringlich und laut. Sie hatten bisher keinen Kontakt zu anderen Pilgern gefunden und versuchten, sich unserer Gruppe für den Schlussakkord in Santiago anzuschließen. Ohne das wir uns deshalb beraten hätten, lehnte Michael aus Düsseldorf, unser Senior mit 67 Jahren, der so aussah wie Henry Fonda im Western „Spiel mir das Lied vom Tod“, das ab und bat höflich, aber bestimmt davon Abstand zu nehmen, da sich diese Vierergruppe schon länger kenne und den Schlussakkord alleine spielen möchte. Die beiden Witzlebens zogen sich daraufhin beleidigt zurück. Bei einem britischen Ehepaar hatten sie dann mehr Glück und bildeten für Santiago auch eine Vierergruppe.

Der letzte Tag, der 2. Juni hatte begonnen. Um halb sieben Uhr war ich schon wieder auf der Piste. Unten im Frühstücksraum des Hotels OPino saßen die Witzlebens, das englische Ehepaar und Michael, der noch auf Christof und Carola wartete. Meine Angewohnheit, ohne Frühstück zu starten, konnte er zwar nicht verstehen, akzeptierte sie aber. Wir hatten uns für 19 Uhr auf dem Platz vor der Kathedrale verabredet. Das Wetter war hervorragend. Endlich war es morgens etwas wärmer, als in den Wochen zuvor. Interessiert begutachtete ich an einem kleinen Weiler einen Waschplatz, an dem noch vor wenigen Jahren von den Frauen im Dorf die Wäsche gewaschen wurde und fand ein Pilgerkreuz an einer Kuhweide. Hier bot sich bei einer kleinen Pause endlich die Gelegenheit der Unterhaltung mit den Kühen. Aber die Viecher verstanden offensichtlich nur Spanisch. Sie glotzten mich nur kurz an, um dann in stoischer Ruhe weiter zu grasen und ignorierten mich und meine Verständigungsbemühungen.

Nach einem ermüdenden Anstieg durch eine Lichtung gefällter Eukalyptusbäume hinauf zum Flugplatz und einem kilometerlangen Umweg um die Landebahn, fand ich an der Umgehungsstraße die Ortseingangsmarkierung für Santiago. Nun konnte es ja nicht mehr weit sein, dachte ich. Aber der Weg führte erst einmal hinunter nach Lavacolla und von dort wieder hinauf am Sender des galizischen Fernsehens vorbei nach Monte Gozo. Dem Ort, von dem man einen schönen Blick auf Santiago haben sollte. Da wo ich stand, am Denkmal für Papst Johannes Paul II. und an der kleinen Kapelle, in der ich mir den letzten Sello einstempeln ließ und eine Dankeskerze anzündete, war nichts zu sehen. Zu Ehren des Papstes war ein Pinienhain gepflanzt worden, dessen inzwischen großen Bäume die Aussicht nahmen. Die letzten Kilometer hatten es noch einmal in sich. Beim Kilometerstein 14 hörte die angeblich bis zur Kathedrale durchgehende Kilometerbezeichnung auf. Da ich bis dahin einen guten 4,5er Schritt hatte und den auch beibehielt, hätte ich eigentlich deutlich früher eintreffen müssen. Ich schätzte, dass die letzten 19 km, die es eigentlich hätten sein sollen, tatsächlich 24 km lang waren. Es ging noch einmal heftig berauf und bergab. Gott sei Dank nicht im Regen. Es war leicht bedeckt und kühl. Zum Laufen genau richtig.

Den Weg von Monte Gozo nach Santiago nahm ich gar nicht mehr richtig wahr. Es war einfach ein erhebendes Gefühl. Ich hatte Santiago erreicht. Ich hatte es geschafft. 753 Kilometer, davon 600 km zu Fuß. Es ging noch einmal steil den Berg hinab, über eine Brücke

wurde die Autobahn gequert und dann ging es entlang viel befahrener Straßen auf dem plötzlich miserabel gekennzeichneten Weg in Richtung Altstadt.

Am 2.6.2007, um 13.30 Uhr war ich am Ziel der Pilgerreise an der Kathedrale, suchte zuerst die Statue des Heiligen Jakobus auf, umarmte ihn und zündete an seinem Schrein zwei Kerzen an, eine für Karin und eine für mich. Eine halbe Stunde später ging ich ins Pilgerbüro, um mich registrieren zu lassen und die Pilgerurkunde abzuholen. Zuerst die profane in Spanisch für Pilger ohne religiöse Motivation und am 8. Juni auch die für Pilger mit religiös-kultureller Motivation.

Ich hatte es geschafft. Glücklicherweise, wie sich jeder denken kann. Mit den Urkunden im Gepäck suchte ich mein Hotel auf und rief Karin an. Sie verstand mich kaum am Telefon, weil ich vor Glück schluchzte. Sie dachte zuerst, es wäre kurz vor dem Ziel noch etwas Schlimmes passiert, bis sie begriff, dass ich vor lauter Glück ein paar Tränen vergoss. Nach dem Telefonat zog ich mich um und pilgerte zum Platz vor der Kathedrale, wo ich natürlich schon den einen oder anderen Mitläufer der letzten Wochen wieder traf. Ich sah Heather ebenso, wie Marianne, traf den Thüringer und Ulla, die ich in Santo Domingo zuletzt sah. Ich traf zwei Pilger aus Mannheim und Aschaffenburg, mit denen ich in Burgos letztmalig zusammen saß und auch Jochen, den ersten Begleiter von Carola. Die kleine Italienerin, die von mir in El Ganso und in Villafranca ein Foto machte und das Ehepaar, die ich in Piedrafita kennen lernte. Ich traf das brasilianische Paar japanischer Herkunft, die mir zwischendurch immer wieder begegnet waren und es sprach mich auch der eine oder andere an, den ich nicht mehr in Erinnerung hatte, der mich aber noch kannte. Und ich traf die Neukaledonierin, mit der ich ins Traditionspilgerlokal Manolo zum Essen ging. Der Laden lebte von seinem Ruf, denn das Essen und die „Höflichkeit“ der Kellner konnte es nicht gewesen sein. Das tat der heiteren, gelösten und freundlichen Stimmung aber keinen Abbruch. Jeder umarmte Jeden und beglückwünschte sich zu der Leistung, zu den Erfahrungen und zu den Leiden, die jeder ausnahmslos durchgemacht hatte.

In Santiago war der Teufel los. Natürlich ging ich vor der Pilgermesse in der Kathedrale zum Santiago und umarmte ihn noch einmal. Das gehörte einfach dazu. Und es war mir auch ein Bedürfnis, mich auf diese Art und Weise für die gelungene Pilgerreise zu bedanken. In der Riesenschlange, die auf die Zeremonie warteten, traf ich Pilger, von denen ich das nie erwartet hätte. Der Camino veränderte. Am Abend traf sich unsere Vierergruppe, zum gemeinsamen Abendessen, das am Rande der Völlerei stand. Ich schenkte Michael, Christof und Carola eine kleine Concha, die Silbermuschel der Pilger, um mich dafür zu bedanken, dass es die Drei in der letzten Woche verstanden hatten, mich aus meiner leichten depressiven Stimmung wegen des entzündeten Zehs herauszuholen. In dem Restaurant trafen wir immer wieder andere Pilger, die mit uns zwischendurch mehrere Etappen gemeinsam gepilgert waren. An unseren Tisch kamen nach und nach zwei Pilgerinnen aus Bayern, einer aus Baden und einer aus Hessen. Es gab viel zu erzählen und wir hatten Spaß ohne Ende. Nach dem letzten Wein ging es durch die Altstadt zurück auf den Platz vor der Kathedrale. Die Stadt war voller Musik. Bis weit in die Nacht hatten die kleinen Bars, Cafes oder Restaurants geöffnet. Nicht nur Pilger, sondern viele Einwohner und Touristen bevölkerten und belebten die Altstadt. Es machte Spaß, durch die engen Gassen, die mit ihren Bögen an den Prinzipalmarkt in Münster erinnern, zu laufen. Es war ein grandioser Abschluss der Pilgerreise. Die Herzlichkeit, mit der die Pilger miteinander umgingen, war schon beeindruckend. Dreimal wurde ich namentlich von Pilgern angesprochen, an die ich mich nicht mehr erinnern konnte. Das war schon toll. Nach einigen erklärenden Worten konnte ich die Leute wieder einordnen. Weißt du noch, in Rabanal, wo wir eigentlich drei Tage ins Kloster wollten? Klar, jetzt erinnerte ich mich. Oder weißt du noch, wie wir in der Kirche von Santo Domingo auf das Krähen des Hahns gewartet haben und als es passierte, die ganze Kirche „Ole“ brüllte? Klar konnte ich mich erinnern. So ging das auf dem Camino. Es war schon eine tolle Erfahrung und wenn man es geschafft hat, sieht alles nur noch einfach aus. Am 3.6., einen Tag nach der Ankunft, war Stromern durch die Stadt angesagt. Immer wieder traf ich auf den einen oder anderen Pilger, den ich schon unterwegs getroffen und wieder aus den Augen verloren hatte. Jedes Mal gab es ein großes Hallo und Küsschen links, Küsschen rechts. Um 12

Uhr fanden sich alle in der Pilgermesse in der Kathedrale ein. Bereits um 11.15 Uhr waren alle Sitzplätze besetzt. In der Mehrzahl von Bustouristen. Die echten Pilger mussten stehen und wurden noch dumm angemacht, weil sie oft nicht gut rochen oder ihre Rucksäcke den freien Durchgang in den Gängen behinderten. Die Pilgermesse muss sein, es störten eigentlich nur die echten Pilger. Besonders ergreifend war für mich, als die Messe mit dem deutschen Kirchenlied „Großer Gott wir loben Dich“ begann. Angestimmt wurde es von einer Nonne mit einer engelgleichen Stimme. Da stand man in einer spanischen Kirche, fast 2.000 Kilometer entfernt von der Heimat und der Gottesdienst begann mit einem deutschen Lied. Ich bekam eine Gänsehaut und obwohl ich das Lied Jahrzehnte nicht mehr gesungen hatte, war ich plötzlich text- und melodiesicher. Wie schon gesagt, der Camino veränderte.

Ich hatte mir, entgegen meiner ersten Überlegung doch noch vorgenommen, am Montag nach Finisterre zu fahren. Mitpilger Christof aus Hamburg hatte signalisiert, dass ihn das auch interessieren würde und fuhr mit. Carola gesellte sich dann noch dazu. Ja, und das wurde am 4.6. schon eine kleine Galizienrundfahrt mit dem Bus. Die etwas über 100 km von Santiago nach Finisterre. Hin ging es in 90 Minuten mit einem direkten Bus, der komplett mit Pilgern ausgebucht war. Zurück aber ging es nur mit Umsteigen und über die Dörfer im Zickzack durch das Land. Fast drei Stunden waren wir unterwegs. Haben aber auch was dabei gesehen. Vor allem die im letzten Jahr abgebrannten Wälder, die mühsam wieder aufgeforstet wurden. Die Brandflächen reichten ziemlich nahe an die Häuser der Orte.

Von dem kleinen Fischereihafen Finisterre, mit der Spezialität auf Pulpos und Langusten, wo der Fang auch täglich noch in einer neuen Fischhalle versteigert wurde, waren wir dann zu Fuß die drei Kilometer von Meereshöhe bis zum Faro in gut 300 m Höhe gelaufen. Vor wenigen Wochen hätte ich noch versucht einen Bus (fuhr hier keiner) oder ein Taxi (habe ich Finisterre nicht gesehen) zu bekommen. Heute war das Laufen kein Problem. Nach einer halben Stunde hatten wir unser Ziel erreicht und zwischendurch noch von wilder Kapuzinerkresse genascht oder an dem überall wachsenden wilden Fenchel geschnuppert. Das Wetter war herrlich und wenn die lauten Bayern und unsensiblen Holländer nicht gewesen wären, wäre es ein phantastischer Abschluss geworden. Carola, Christof und ich waren die ersten, die nicht zuerst in den Hafen und in ein Cafe, sondern direkt zum Kap durchgestartet waren. Wir konnten in aller Ruhe unsere Fotos machen und uns gegenseitig für die lange Pilgerwanderung und den herrlichen Abschluss gratulieren. Danach zog sich jeder von uns auf einen der vielen Steine zurück, um einige Zeit seinen eigenen Gedanken nachzuhängen, mit dem freien Blick übers Wasser. Und dann fielen die Nachläufer ein. Zuerst die Dame aus Bayern, die mit einer durch alles - sogar durch Felsen - durchdringenden Stimme in schier unglaublicher Lautstärke ihrem Mann, der aus erklärlichen Gründen immer einige Meter Abstand hielt, die Schönheiten dieses Ortes erklärte. Christof behauptete später, als die Bayerin erschien, seinen sogar die Krabben unten am Meer erschreckt von ihren Felsen ins Wasser geflüchtet. Kaum war die nervige Frau weg, kamen die Holländer und mussten ausgerechnet da aufs Meer schauen, wo wir schon waren. Da waren mir die Zeitgenossen sogar lieber die ankamen, aha sagten, auf den Auslöser der Kamera drückten und wieder gingen. Finisterre waren wir, abgehakt. Und dabei hat der Ort wirklich etwas Mystisches. Ich kann nicht sagen was, aber wenn man den Ort bewusst aufsucht, laufen einem leichte Schauer den Rücken hinunter. Und das nicht, weil die Felsen steil gewesen wären wie bei Los Gigantes auf Teneriffa oder einen besonderen Blick auf die umgebenden Fjorde geboten hätten. Nein, einfach so. Erst wollte ich ja nicht nach Finisterre. Heute bin ich froh, dort gewesen zu sein.

Bevor wir uns dann in eine kleine Hafenbar zu Sidre, dem herrlich erfrischenden galizischen Apfelwein, den Tapas, Oliven und Pulpo sowie Garnelen zurückgezogen haben, waren wir natürlich alle noch mit den Füßen im Atlantik. Klar, einen Meter über den Kontinent hinaus, den wir damit hinter uns gelassen hatten. Kaum saßen wir in der Bar, kam eine unserer vielen Mitpilgerinnen dahergelaufen. Sie war auf dem Weg zum Kap, um dort ihre Wanderstöcke zu verbrennen oder im Meer zu versenken. Ihre ständige Begleiterin fehlte. Auf unsere erstaunte Frage, wo sie denn geblieben sei, bekamen wir die traurige Mitteilung, dass die Frau beim Aufbruch zum Kap unten an der Hafenmauer in Finisterre gestolpert, hingefallen war und sich die Hand gebrochen hatte. Im wahrsten Sinne des Wortes auf den letzten Me-

tern. Sie war ins Krankenhaus gekommen und wurde noch heute Richtung Heimat geflogen. Ich hoffte, dass die letzten Tage d.h. diese Woche ohne Blessuren abgingen und war wirklich froh, den schweren Weg ohne echte Probleme überstanden zu haben. Von einem Mehrfachpilger erfuhren wir - ob es stimmt vermochten wir natürlich nicht zu sagen - dass nur etwa 15 oder 20 Prozent der gestarteten Pilger in Santiago ankommen, was natürlich auch daran lag, dass viele in einem Jahr nur wenige Etappen laufen. Aber eben auch viele ausfallen. So die Pilgerin aus Tschechien, die sich knapp 100 km vor dem Ziel die Achillessehne reizte oder die junge Dame aus Regensburg, dünn und lang wie eine Bohnenstange, die dermaßen Rückenprobleme bekam, dass sie auch nach dem OCebreiro aufgeben musste. So etwas war bedauerlich und wir, die wir angekommen waren, konnten die Enttäuschung nachvollziehen.

So, das war es. Ereignisreiche, harte, aber auch schöne fünf Wochen lagen hinter mir. Der Pilgerweg war zu Ende. Wie im richtigen Leben, nicht nur im Pilgerleben, wenn ein Lebensabschnitt zu Ende geht. Aber ich konnte es nicht verleugnen, ich freute mich auf zu Hause. Fünf Wochen war ich in der Fremde. Jeden Tag an einem anderen Ort. Das ist auch nicht das, was man stetig haben kann. Vielleicht ist das Leichter, wenn man jünger ist. In meinem Alter macht man das vielleicht noch einmal, dann ist es aber auch gut. In diesem Sinne, adios muchachos, amigas y amigos de peregrino ulrico.



Mein persönliches Fazit dieser Pilgerreise:

Für mich persönlich war es ein besonderer Erfolg, den Camino de Santiago mit 753 km, davon knapp 600 a pie, zu Fuß, wie die Pilger des Mittelalters, geschafft zu haben. Bei immerhin mit einem Durchschnitt von 25 km pro Tag. - Wobei die geringste Tagesleistung bei ca. 18 km gleich zu Anfang der Wanderung in den ersten Bergen vor Estella und die beste Tagesleistung bei ca. 36 km in der ebenen Meseta zwischen Burgos und Leon lagen. An Gewicht habe ich mehr als 10 kg verloren und, meinen Diabetes fast besiegt.

Diese Reise hatte mir emotional sehr viel gebracht und meine Einstellungen und Ansichten teilweise verändert. Die Bekanntschaft und die Gespräche mit anderen Pilgern und deren Motivationen hat die Horizonte des Denkens erweitert. Vor allem aber hat mir diese Reise auch die Grenzen meiner Leistungsfähigkeit aufgezeigt. Ich habe diese Grenzen mehr als einmal getestet und bin vielleicht zwei- oder dreimal auch darüber hinausgegangen.

Die starke Motivation, die dieser Reise zugrunde lag, und der Blick auf andere Pilger, die trotz höheren Alters, schwereren Gepäcks und größerer gesundheitlicher Probleme nicht aufgaben, hatte neben dem Zuspruch durch meine Frau dazu beigetragen, dass ich jedes Mal, wenn diese Grenzen erreicht oder gar überschritten wurden, wieder neuen Mut und die Kraft zum Weitermachen bekommen habe.

Es gab während der Reise, vor allem bei den anstrengenden Bergetappen in Regen, Sturm und Kälte und in der eintönigen Meseta, Momente, wo ich mich durch ein einfaches Mittel in eine Art mechanischen Ablauf hineingezwungen hatte. Phasen, wo ich völlig abschaltete. Im Rhythmus der Schritte hatte ich immer halblaut vor mich hingesungen oder hingesprochen und das dann teilweise über Stunden und viele Kilometer. Als ich nach stundenlangem steilen Abstieg vom Cruz de Ferro bei einsetzendem Gewitter mit starkem Regen fast nicht mehr konnte und wegen starker Knie- und Leistenschmerzen kurz vor dem Aufgeben stand, hatte ich die Prozedur ausgedehnt, bis ich das Quartier erreicht hatte. Diese Hilfsmittel musste man wohl anwenden, wenn man ein Ziel unbedingt erreichen wollte. Der Verstand wurde damit ausgeschaltet und es trat ein Automatismus ein, der half, Anstrengungen, die über das Normalmaß hinausgingen, zu ertragen. Drei Tage nahm ich mir Zeit, Santiago de Compostela kennen zu lernen. Ich besichtigte dabei natürlich die Kathedrale mit dem Schrein des Hl. Jakob und umarmte auch die Figur des Heiligen hinter dem Hochaltar, um mich so für die gelungene Reise zu bedanken. Tagsüber und auch am Abend konnte ich in den engen Gassen unter den Kolonnaden in unzähligen Geschäften und Straßencafes das pulsierende Leben erleben und entspannt genießen. Scharen von Pilgern bevölkerten tagsüber und abends die engen Gassen auf der Suche nach Herbergen, Essen und Trinken und auch Gesprächen. Die Stadt war voller Musik. Überall spielten einzelne Künstler oder in Gruppen, hier einer mit Gitarre, dort einer mit Dudelsack und wieder ein anderer mit einem Saxophon. Die Pilgerwanderung fand ihren Abschluss in einer Fahrt nach Finisterre, zum Ende der eurasischen, kontinentalen Welt und zum Kilometerstein Null.

Die ganze Reise war emotional, beeindruckend, schön, interessant, sehr anstrengend, manchmal etwas abenteuerlich, und manchmal langweilig. Das Erlebnis mit den Schmetterlingen, von denen HaPe Kerkeling geschrieben hat, konnte ich so nicht bestätigen. Vielleicht war die Jahreszeit für Schmetterlinge zu früh. Denn ich sah auf dem Camino nur selten einen Schmetterling, dafür hörte ich fast jede Nacht die Nachtigallen, vor allem aber immer wieder Hundegebell. Genervt hatte mich die oft mühselige Suche nach einem Quartier. Diese Suche lenkte unnötig von den Gedanken ab. Aber das lag an der überraschend großen Zahl der Pilger, die auf dem Camino de Santiago unterwegs waren und die den Weg zu einer Ameisenstraße machten. In einem Hostel sprach ich mit zwei Pilgern, die schon im Jahr 2006 zur gleichen Zeit gelaufen waren und die sich entsetzt zeigten über die Menge von Pilgern, die in diesem Jahr den Camino liefen. Im vergangenen Jahr waren es deutlich weniger gewesen und es hatte keine Schwierigkeiten gegeben, einen Platz in den Hostals oder Herbergen zu finden. Auch ging es nicht ohne Schmerzen ab. Es hielt sich bei mir noch in Grenzen, wenn ich das mit den gesundheitlichen Schwierigkeiten verglich, die ich bei anderen bemerkte oder von denen ich gehört hatte. Aber einen Pilgerweg zu laufen heißt, mit den Problemen möglichst alleine fertig zu werden. Probleme gehören dazu und machen den Weg erst zu dem, was er ist: Nicht irgendein europäischer Wanderweg, sondern ein Pilgerweg.

Hatte ich mir anfangs noch vorgestellt, während der langen, eintönigen Strecken in der Meseta oder den einsamen Bergtouren zu mir selbst zu finden oder sogar zu anderen Einsichten zu kommen, so hat das nicht stattgefunden. Viel zu sehr beschäftigten mich die Tagesprobleme: bekomme ich ein Quartier, kann ich richtig schlafen, halten die Füße, die Leiste, die Knie, kann ich mich endlich wieder in Deutsch unterhalten, was macht Karin gerade zu Hause. Wenn die Gedanken bewältigt waren, kam nichts. Nicht die Beschäftigung mit sich selbst, keine Aufarbeitung alter Probleme, sondern nichts. Ich zählte Schritte, kilometerlang oder summt irgendein Lied, das mir gerade einfiel. Alles lief deutlich profaner ab, als ich es mir vorgestellt hatte.

Mein Entschluss, nicht in den Gemeinschaftsherbergen zu übernachten, hatte unbestrittene Vorteile gehabt. Ich hatte meinen eigenen Rückzugsraum, eigene sanitäre Einrichtungen., musste nicht den Diebstahl meiner Effekten befürchten, hatte keine Sorge, ob meine Wäsche nach dem Trocknen verschwunden war. Aber er hatte auch deutliche Nachteile. Im

Wesentlichen bestanden die darin, dass zeitweise kein Kontakt zu andern Mitpilgern bestand. Ich drohte zu einem einsamen Einzelgänger ohne Anbindung an mitpilgernde Landsleute zu werden. Deshalb war ich froh, auf Karins Rat gehört und ein Handy mitgenommen zu haben. Die abendlichen, telefonischen Kontakte zu meiner Frau waren ganz wesentlich dafür verantwortlich, dass ich durchgehalten hatten. Karin verstand es hervorragend, meine teilweise depressive Stimmung und Zweifel am Sinn der Strapazen in Kälte, Regen, Sturm weiterzuwandern, abzubauen und mir neuen Mut zuzusprechen. Gleichzeitig hörte ich von ihren Problemen, konnte Rat geben und war ihr jedes Mal sehr nah. Das tat gut.

Den Kontakt zu anderen Menschen nicht verlieren, sich ihnen zuwenden, nicht allein für sich bleiben und auf sich und seine Leistung zu vertrauen, war die große Lehre für mich. Als ich im letzten Teil der Pilgerwanderung genau dieses berücksichtigte, war der schwere Weg deutlich leichter und mit Freude bewältigt worden. Am Ende war ich auf mich und meine Leistung, die mir nur wenige zugetraut hatten, stolz. Diejenige, die von Anfang an immer an meinen Erfolg geglaubt und mir immer wieder Mut und Hoffnung gegeben hatte, war meine Frau. Dafür gebührt ihr auch jetzt noch großer Dank.

Alle Erwartungen, die ich mit dieser Pilgerreise verbunden hatte, werden sich nicht erfüllen. Ein Teil hat sich erfüllt. Ich habe mehr als 10 Kilogramm abgenommen und meinen Diabetes so gut wie besiegt. Welche sich aber dauerhaft erfüllen werden, wird erst die Zukunft zeigen. Ob ich mich durch die Pilgerreise verändert habe, ein anderer Mensch geworden bin, werde nicht ich, sondern Karin, die Kinder und meine Freunde zu bewerten haben.
